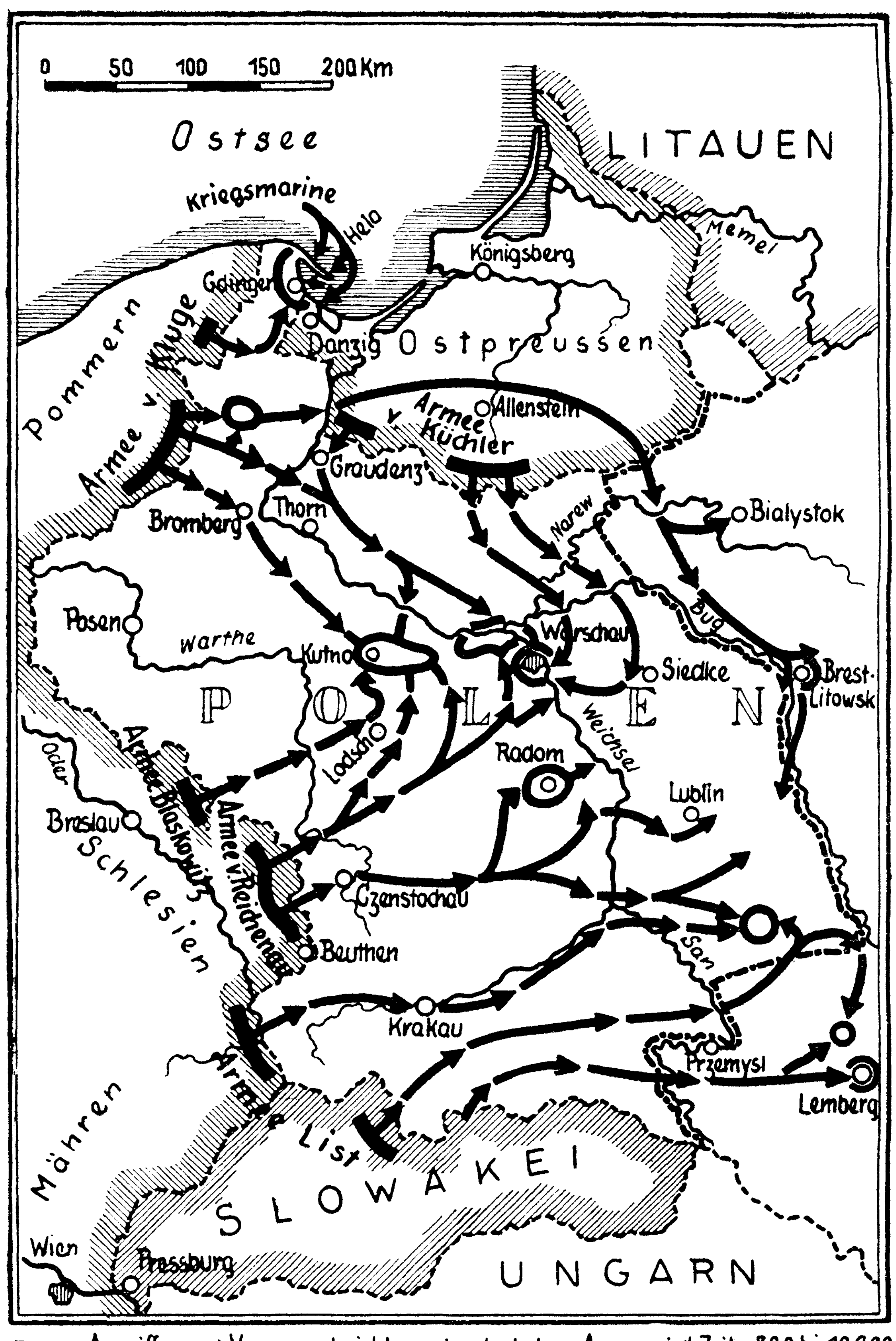


Stoßtrupp in Polen



Angriffs- und Vormarschrichtung der deutschen Armeen i. d. Zeit v. 30.8. bis 19.9.39

Einkesselung grösserer polnischer Truppenteile

Deutsch-russische Interessengrenze

Bruno Trede

Stoßtrupp in Polen

Elftes bis fünfzehntes Tausend
Buchschmuck von Heiner Rothfuchs

Franz Schneider Verlag, Berlin und Leipzig



„Wenn sich in diesem Feldzug um jemand eine Legende bilden darf, dann nur um den deutschen Musketier, der angreifend und marschierend seiner unvergänglichen, ruhmvollen Geschichte ein neues Blatt hinzufügte.“

Der Führer am 6. Oktober 1939.

Inhalt

Printed in Germany.
Gedruckt bei Rudolf M. Rohrer in Brünn.
Bestellnummer 371.



Gedenken

Bruno Trede — am 2. November 1915 gefallen in Galizien an der Strypa.

Bruno Trede — am 3. November 1915 geboren in Haßberg am Binnensee.

* * *

„Da draußen auf Galiziens Boden ringt mit seinem schwächlichen Leib, aber immer wieder gestärkt durch eine tiefe Liebe zum Vaterland und den schönen Fluren seiner engsten Heimat, der Kriegsfreiwillige cand. phil. Bruno Trede. Am 2. Nebelung — während der heißen Strypakämpfe — kniet er neben einem Kameraden, ihn zu verbinden — da trifft ihn die Kugel — lautlos . . . Und fast zur selben Stunde — wunderbar — erwacht hier — daheim — ein „Bruno" zum Leben. Wird der dazu berufen sein, den mit hohen Idealen gesteckten Weg des Dahingegangenen einzuschlagen und auszubauen? War dieser schon im Ziel „seines Weges" ange-

langt? Schon vor sieben Jahren — als Siebzehnjähriger — schrieb er in einigen seiner ersten Gedichte ahnend das große Geschehen:

„Nebel werden wieder sinken hernieder,
und der Vögel lautes Singen wird verklingen.
Und Deutschland wird sein in Not und Pein.
Dann stehet fest bis auf den Rest.
Laßt nicht die Wehren: dem Vaterland zu Ehren!
Nur haltet aus die Angst und Pein:
Auf Regen folget Sonnenschein!"

Ahnend sein eigenes Geschick, schrieb er damals:

„Und sollten fallen wir im deutschen Streit,
so tragt um unsertwillen nur kein Leid.
Denn sterben wir auf weitem Feld,
so steigen wir auf zu besserer Welt!"

Dir aber, kleiner Knabe, und uns allen gilt sein Wort:

„Du mußt so leben, daß ein jeder Schritt
ein schöner, wohlklingender Akkord sei.
Stehst du dann am Grabe, so muß
ein voller, klarer Chor dir entgegen tönen können."

(„Der Volkserzieher" — Jahrgang 1915, Nr. 26.)

Und heute ruft mich das Vaterland zu den Waffen, wie damals meinen Onkel Bruno Trede. Es ist ein größeres, stärkeres und mächtigeres Deutschland als 1914. Freudig und vertrauensvoll will ich die auferlegte Pflicht des Schicksals tragen und erfüllen.

Bruno Trede.



Abfahrt

Kameraden — die Trompete ruft,
heute heißt es wandern.
Morgen scheint die Sonne uns
in Polen oder Flandern!

Unter dem lauten und begeisterten Sang dieses abgeänderten Liedes aus den Jahren des Weltkrieges rollt unser langer Transportzug aus dem Bahnhof der Garnison. Noch können wir einige Grußworte den winkenden Menschen auf den Straßen zurufen — noch einmal sehen wir die Plätze, auf denen wir seit bald zwei Jahren so manchesmal zu friedlichen Übungen antraten, an uns vorüberhuschen — dann wird es ruhiger. Jeder hängt seinen Gedanken nach — jeder sucht ein Bild zu gewinnen aus der Ungewißheit und Hast der letzten Tage.

Da war in knapp 48 Stunden gerüstet, mobilgemacht

worden. Jeder von uns hatte Tag und Nacht an irgendeinem Platz gestanden, war zu irgendeiner Hantierung gebraucht worden. — Nun sitzen wir in unserem Abteil — wir: ein Teil einer großen und weiten Gemeinschaft. Denn vor und hinter uns in diesem Wagen, in diesem Zug fahren noch viele andere mit der gleichen Nummer auf der Schulter — alle aus derselben Heimat. Und unser Zug — er fährt nun auch nicht allein. Neben ihm, hinter ihm, vielleicht auch schon vor ihm — da hasten noch mehr solcher Kriegszüge wie lange Raupen durch das weite Vaterland: hin und her — einladend und ausladend. Als mein Vater vor 25 Jahren aus derselben Garnison auszog — ist er da wohl auch mit diesem Zug — in demselben Wagen gefahren?

Ich sitze still in meiner Ecke und schaue über die weite Geest bis an die im Osten verschwimmenden Höhen. In diese Richtung geht's — wieder einmal nach Osten. Fast ein Jahr ist es her, daß wir die gleiche Ausfahrt machten. Unsicher war's auch damals, als wir ins Sudetenland fuhren. Niemand wußte, ob aus dem täglich geübten Spiel nicht schauerlicher Ernst kommen würde. Wir waren vor einem Jahre genau so gegen einen Feind ausgezogen und marschiert, der uns mit frechem Herausfordern gedroht und unsere Brüder mit hartem Unterdrücken gequält hatte.

Oder ist es so wie 1914? Geht es nun nicht auch gegen einen weit stärkeren Feind im Osten? Werden die Gegner im Westen nicht wieder die Hand mit im Spiel haben? Wenn wir nach zwei Seiten hin uns schlagen müssen, warum fahren wir aus unserer Heimat heraus, die doch dann so bedroht ist? — Wie dunkle Wolken nach einem sonnenhellen Vormittag, so steigen immer mehr Fragen in mir auf und können keine Antwort finden. Sie quälen mich — ich schaue nach der anderen Seite. Da liegen oder sitzen meine Kameraden.

Deutlich heben sich ihre Umrisse gegen den klaren Abendhimmel ab. Ich empfinde hier aus allen so unnötigen Fragen die eine Antwort: zwölf Männer — Menschen aus deinem Blut, sind dir in die Hand gegeben. Von nun an bist du mit ihnen auf Leben und Tod, in Freud und Leid, zu Schutz und Trutz verbunden. Der Reihe nach sehe ich sie mir prüfend an.

Da ist Ping-Pong, wie ich meinen Schützen 1 schon seit der Rekrutenzeit nenne. Er war nach der Rückkehr der Ostmark aus Kärnten zu uns gekommen und fühlt sich noch ein wenig fremd in unserem weiten Schleswig-Holstein. Oft klingt ein leises Sehnen nach den Bergen der Heimat in seinen Erzählungen auf, und wir ergötzen uns dabei an seiner uns drollig erscheinenden Mundart. Aber fest hat er sein Schicksal in die Hände genommen und will nun den Soldatenberuf ergreifen.

Neben ihm sitzt der „lachende Hans" mit den immer strahlenden Augen. Gerade in den schwersten Stunden verliert er nie seinen Humor und reißt durch seine Fröhlichkeit die Kameraden mit.

Lang ausgestreckt auf dem Fußboden sehe ich meinen Truppführer, „Große Sohle", wie er wegen seiner übermäßigen Füße genannt wird. Andächtig liegt er vor seiner Tabaksdose und dreht unheimliche Mengen von Zigaretten. Ich kenne ihn nun schon zwei Jahre und weiß, daß er seinen Mann stehen wird. Einen besseren Truppführer konnte ich nicht bekommen. — Ja, sagt mir mein Inneres, das sind ganze Soldaten, auf die kannst du dich in Not und Gefahr verlassen!

Weiter schweift mein Blick und bleibt an unserem „Hannes" haften. Ein rechter Schleswiger Bauernsohn, breit und kräftig, beinahe klobig. Ganz vertieft ist er im Skatspiel. Ab und zu stößt er kräftige Flüche aus. So ist er: Hochdeutsch fällt ihm

schwer. Am liebsten bediente er sich während der Rekrutenzeit beim Unterricht auch seiner plattdeutschen Mundart. Nie vergesse ich seine Antwort, als unser Major ihn einmal fragte:

„Kennen Sie den Oberbefehlshaber der Wehrmacht?“

„Nee, denn hev ick noch nich sehn!“

Das sind meine Jungs!

Noch einmal spielt leise eine Mundharmonika das Lied von der Erika — noch einmal wird unser Polenlied angestimmt — etwas tuntelig klingt es — dann legen wir uns schlafen.

Unaufhörlich fliegen die Räder im gleichen Sang, der einem fernen, unbekannten Ziel vorausläuft.

Alarm!

Durchrüttelt nach langer Bahnfahrt klettern wir in Schlesien aus den Wagen heraus. Wahrhaftig — da sind wir wieder in demselben Ort, wo wir vor vier Wochen geschanzt hatten. Die Bewohner kommen von ihren Arbeitsplätzen gelaufen:

„Unsere Soldaten sind da — o, unsere Soldaten!“

Wiedersehen — Händeschütteln — frohe Gesichter und dann die bange Frage:

„Werdet ihr uns schützen?“

Sollten wir wohl wirklich unsere gebauten Stellungen besetzen und hier den Gegner erwarten? So weit hinter der Landesgrenze? — Es geht vorwärts — gen Osten zu!

In einem Dorf nahe der Grenze wird Quartier bezogen. Es ist Abend. In kleinen Gruppen liegen oder hocken wir im Stroh einer großen Scheune, mit irgendeiner Arbeit beschäftigt, vor uns hindösend oder schlafend. Da stürzt der

„Dicke" laut schreiend und heftig die Arme winkend zur Tür herein:

„Es geht los! — Eben hab' ich Nachrichten gehört! Packt eure Klamotten!"

Ich fahre aus dem ersten Schlaf empor und — drehe mich auf die andere Seite.

Eine Stunde mag wohl vergangen sein — alles hat sich eben wieder beruhigt, als ein schneidender Trompetenton uns weckt: „Alarm! Alarm!" Noch schlaftrunken taumle ich hoch und renne nach dem Appellplatz . . .

„In einer Stunde ist die Kompanie marschbereit!"

Mit ernsten Gesichtern werden die Affen gepackt. Hans singt leise dazu:

„Behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen . . ."

Und dann pfeift Ping-Pong das Lied von der Rosemarie. Manche rennen wie kopflos umher — einer hat seinen Schlaufenriemen, einer seinen Tragehaken irgendwo im Stroh verloren — andere wieder drängen und stoßen nach draußen — es ist wie in einem aufgescheuchten Bienenschwarm, der plötzlich in die dunkle Nacht ausgelassen wird.

Noch nehme ich mir Zeit, meine Gedanken ruhig zu sammeln. — Heimat — für dich schlägt mein junges, heißes Herz — meine gute Braut — ich liebe dich so sehr. Wenn ich sterben muß, so sterbe ich dein gedenkend. — Doch schwer wird es mir, mich ganz zu fassen.

Schon schwirren die wildesten Gerüchte durch die sich ordnenden Gruppen. Je eher diese aber sich zusammenfinden, desto schneller verstummen die Parolen wieder. Schließlich steht alles — ein hartes Kommando — die Kompanie marschiert, gen Osten, der Sonne entgegen!

Über die Grenze

„Macht es gut, Jungs!"

So hat uns eben der Divisionskommandeur entlassen, nachdem wir mit blanken Augen an ihm vorbeigefahren sind. Damit sind wir losgelöst worden aus unserem bisherigen Verband und zu einem Stoßtrupp zusammengestellt. In Verbindung mit einer zweiten Radfahrkompanie, einem Maschinengewehr-Bataillon und einer Panzerabwehrabteilung haben wir den Auftrag, zuerst in Feindesland vorzustoßen. Wir wissen, daß dies ein baldiges und heftiges Zusammentreffen mit dem Gegner bedeutet. Aber dürfen wir nicht stolz sein — ist das nicht schon eine Auszeichnung, dies Vertrauen?

In scharfem Tempo fahren wir los.

„Heute geht es über die Grenze!"

Noch mehr — bei einer kurzen Pause verkündet unser Kompaniechef, daß wir wahrscheinlich sehr bald schon mit den Polen in Berührung kommen würden. Ein sonderbares Gefühl durchläuft mich: ein trockenes Würgen im Halse, ein leises Flimmern vor den Augen. Dann wieder ist es mir, als stünde ich vor einer Prüfung. Werde ich sie bestehen?

Weiter fahren wir. Jeder hängt wieder seinen Gedanken nach, läßt aber doch vorsichtig die Augen nach den Seiten lugen. Wir wissen nun, worum es geht.

Am 2. September, genau 16.45 Uhr, überschreiten wir die Grenze. Jetzt liegt die Heimat hinter uns mit ihrer lichten Hoffnung des Lebens und ihren wachen Sorgen der Lieben. — Vor uns die Fremde mit Tausenden gieriger Feindeswaffen und blutlechzender Feindesherzen.

Beim Schlagbaum lege ich die Hand zum Gruß an den Helm. Es ist ein heiliger Augenblick.

„In Gottes Namen denn — voran!"

Mein erster Schuß

Zwei Kilometer hinter der Grenze ist das polnische Städtchen Sulmirschütz erreicht. Helle Brände sind an mehreren Stellen zu erkennen — dunkle Rauchwolken recken sich wie drohende Finger hoch über die niedrigen Häuser hinaus. Bedächtig fahren wir, nach allen Seiten sichernd, auf der stau-



bigen Landstraße an die ersten Häuser heran. Aber nichts rührt sich — keine Laute als unsere eigenen Geräusche sind zu hören. Hannes kann es sich nicht verkneifen, eine uns allen erkennbare Tatsache laut auszusprechen:

„Minsch, wat süht dat hier ut!"

Da fährt plötzlich laut bellend ein Kettenhund auf uns los — wir fahren zusammen:

„Wat hevv ick mi verfehrt!"

Alle Häuser sind leer. Die brennenden Heu- und Kornhaufen zeugen von einer erst kürzlich vorgenommenen Flucht. Weiter — bald liegt der Ort hinter uns. Dicht vor Adelnau stoßen wir auf ein Hindernis. Da liegen quer über den Weg mehrere Wagen und an den Seiten dicke Betonringe, alles untereinander und an den Bäumen mit Draht festgebunden. Soll das eine Panzersperre sein? Weg damit — doch Vorsicht! Es könnten Minen versteckt sein. Aber auch das nicht. Mit solchen kümmerlichen Mitteln will der Pole die Deutschen aufhalten? Unsere Räder werden in den Graben gelegt und Stück für Stück fliegt nach beiden Seiten.

„Wenn das so weitergeht, ist der Krieg nicht schlimm!"

Mitten in diese Arbeit hinein schlägt ein Ruf des Kompaniechefs:

„Halbrechts Soldaten — feuern!"

Mit zwei Sprüngen stehe ich an einem Baum und reiße mein Gewehr vom Rücken. Da — in der Mulde läuft ein polnischer Soldat. Ich entsichere und lege an — ich soll auf einen Menschen schießen — meine Kugel kann hier ein Leben auslöschen. Ganz unbewußt — nein bewußt — nein unbewußt ziele ich wie in der Garnison auf einen „Pappkameraden" — der Zeigefinger krümmt sich im Abzug — mein erster Schuß peitscht hart durch die Luft ...

Feuertaufe

Die erste Nacht in Polen verbringen wir in Ostrowo. Es ist wohl 23 Uhr, als wir in einem großen Finanzamt am Rande der Stadt Quartier beziehen. Gleich werden Gruppen zur Sicherung an alle Straßenausgänge gelegt, ich bleibe mit meinen Männern zurück.

Hundemüde breiten wir Aktenbündel am Boden aus und legen uns schlafen. Es ist aber ein unruhiger Schlummer mit langen Pausen des Wachens und Träumens. Jedes Geräusch schreckt mich empor. Warum ist alles so unheimlich still um uns?

Plötzliches Gerenne und Getrampel läßt meine Sinne ganz wach werden. Ich taste langsam die Treppen hinunter — da, von Kerzenlicht matt erleuchtet, liegt ein Kamerad der Kompanie vor mir. Das Gesicht ganz verzerrt, die Lippen bleich, die Augen geschlossen — durch die aufgeknöpfte Jacke leuchten zwei rote Punkte auf dem Weiß des Hemdes. Unser erster Toter — gerade für mich ein unvergeßlich schmerzlicher Anblick!

Leise zieht mich mein Zugführer beseite auf den Hof. Erst da beginnt er zu sprechen:

„Vor einer Stunde fuhren Dengel und Hoth als Essenträger zu unserer Sicherung heraus, als sie plötzlich angeschossen wurden. Beide fielen vom Rad, Dengel war gleich tot, Hoth liegt nebenan mit einem Knieschuß. Eine halbe Stunde darauf fuhr ich selbst, um nach ihrem Verbleib zu suchen, da fand ich sie mitten auf der Straße liegen. Hoth erzählte, daß etwa fünf Mann aus dem Hinterhalt geschossen hätten, wie er es an den flüchtenden Schritten hätte feststellen können. Ich konnte ja so nichts machen, gab Hoth meine Pistole, damit er sich wehren könnte, und holte sofort die Krankenträger. Schade um die beiden!"

Ergriffen wende ich mich um und gehe ins Haus zurück. Da liegt nun der gute Kamerad! Wie oft war er am Sonnabend mit mir zusammen auf Urlaub gefahren! Wie oft kam er in unser Dorf, um seine Braut zu besuchen, er, der einzige Sohn des großen und reichen Bauern Dengel aus Ohlendorf. Ein Schauer läuft bei diesem Gedanken über

meinen Rücken, aber hart und unerbittlich ist unser Schicksal. Das ist eben der Krieg!

Am nächsten Morgen wird aus zwei Gruppen unter Führung eines Feldwebels ein Kampfspähtrupp gebildet. Damit sind wir noch mehr auf uns allein gestellt, um noch weiter voraus mit dem Feind in Berührung zu kommen.

Es ist 5 Uhr. Dichter Nebel liegt feucht auf den weiten Wiesen. Was hinter dem weißen Schleier auf uns wartet, ist Geheimnis, wie jede kommende Stunde im Kriege. Aber gerade das Ungewisse regt alle Kräfte auf, schärft die Sinne und stählt den Mut. Langsam biegen wir in östlicher Richtung aus dem Ort ab, um das nächste Dorf zu erreichen. Unser Auftrag lautet:

„Feststellen, ob feindfrei — geringer Widerstand wird gebrochen!"

Links von uns erkennen wir im langsam aufsteigenden Nebel brennende Häuser, und durch mein Glas sehe ich auf dem Bahngleis in unklaren Umrissen einen flammenden Güterzug stehen. Wie schlafend liegt unten am Damm eine anscheinend gesprengte und noch rauchende Maschine. Da stoßen wir auch schon auf unsere hier liegende Nachtsicherung. Von ihr erfahren wir, daß der Pole während der Nacht Truppen ausgeladen und dann den Zug angezündet hat. Sie kann uns nicht angeben, wohin der Feind sich gewandt hat.

Nun heißt es sichern und spähen — wir stehen ganz vorn, wir: Siebenundzwanzig deutsche Soldaten auf dem Vormarsch in Polen. Hinter uns wartet der Stoßtrupp — dahinter kommt das Regiment — die Division, die Armee. Kein Panzerwagen — keine Reiterei — wir sind ganz allein und doch eine Gemeinschaft mit allen — für alle.

Da — eine gesprengte Brücke! Vorsichtig klettern wir hinüber und fahren dann scharf an — links und rechts durch vorausfahrende Schützen gesichert. Immer mehr hellt die

Luft sich auf — wachsam gleiten unsere Augen umher, um verdächtige Bewegungen zu entdecken, horchen unsere Ohren gespitzt auf verdächtige Geräusche. Ich unterhalte mich leise mit dem neben mir fahrenden Ping-Pong, als ein Schuß die Stille zerreißt. Einer der beiden Sicherer steht am Baum und will gerade ein zweites Mal auf eine ins Dorf laufende Gestalt schießen. Ehe wir wissen, was das zu bedeuten hat, peitscht ein Hagel von Geschossen auf die gepflasterte Straße. Irgendwo vor uns hämmert ein feindliches Maschinengewehr. Wie von selbst sind wir vom Rad gesprungen und mit ihm im Straßengraben verschwunden.

„Trede — mit deinem Maschinengewehr über die Straße — Sicherung nach links!"

Ich hebe den Arm als Verstandenzeichen.

„Los, Ping-Pong — gib mir den Munitionskasten — und dann ein Sprung!"

Wieder fliegen uns ein paar Kugeln um die Ohren, ein Steinsplitter ritzt meine Backe — da liegen wir im linken Straßengraben. Sofort ist das Maschinengewehr in Stellung. Aufmerksam suche ich mit dem Glas die Häuser des Dorfes ab, als auch schon die ersten Granaten vor uns platzen. Dumpf schlagen sie auf den Boden, wühlen sich tief ein — dann ein scharfer Krach — Erde und Steine fliegen hoch, dazwischen schwarze, zackige Brocken, die weit umherspritzend einen Leib suchen, in den sie sich einbohren möchten.

Wir feuern wütend in die Fenster und auf die Dächer der Häuser, ohne einen Feind erkennen zu können. Nun hören wir auch von rechts mehrere Maschinengewehre bellen. Gegen sie schützt uns noch unsere Deckung. Mehr machen uns die polnischen Granatwerfer zu schaffen, deren Abschüsse schneller aufeinander folgen und deren Einschläge immer dichter an uns heranrücken. Da erhalten wir Unterstützung von hinten.

Unser Chef wird das Schießen gehört und unsere Lage erkannt haben. Über uns hinweg fliegen die Granaten unseres Infanteriegeschützes, weit hinten bei den feindlichen Linien sehen wir die dunklen Wolken hochschlagen. Auch nach rechts hinüber müssen wir unsere Grüße schicken. Dann wird das Feuer aus der Flanke langsamer und verstummt fast ganz. Um so wütender verstärkt sich das feindliche Krachen von vorne — die Splitter fliegen pfeifend über uns hinweg oder schlagen klatschend neben uns in die Erde. Zweige werden von den Bäumen gerissen. Geduckt liegen wir hinter der Grabenwand, jeden Augenblick einen dieser mörderischen Einschläge erwartend. Von Mann zu Mann wird es gerufen oder gewinkt:

„Nach hinten abbauen!"

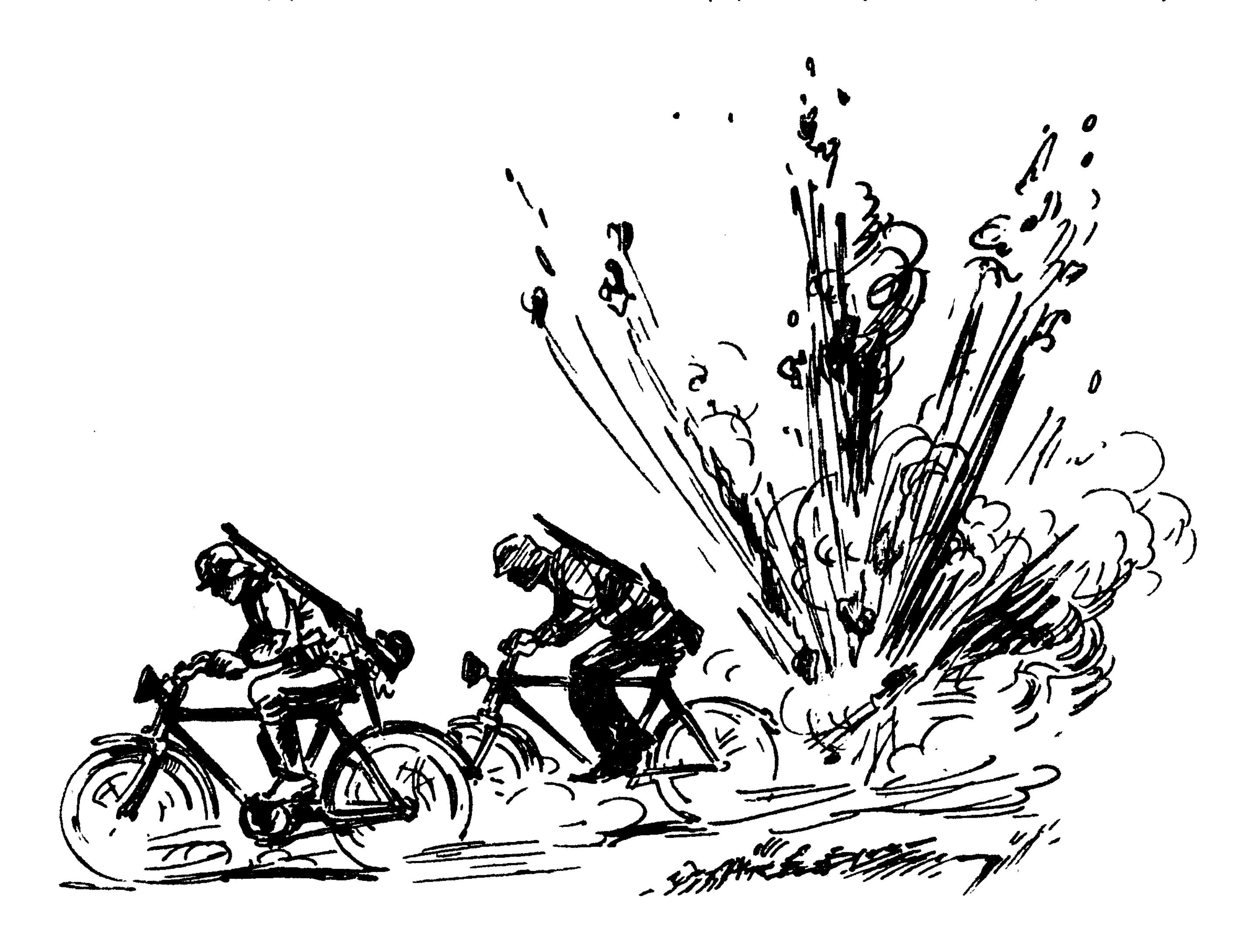
Noch einen Gurt jagen wir halsstarrig durch unser Maschinengewehr auf die Fenster — alles mit — dann ein Sprung und wir liegen im Graben.

„Sind alle hier?"

Nein, da kommt „Große Sohle" noch von rechts angelaufen, ohne Helm und ohne Gewehr. Das war ihm unterwegs aus dem Arm gerissen worden. Besser, als wenn es den Arm gekostet hätte! Wir müssen zurück mit unseren Rädern — die Unterstützung wird sicher bei der Brücke stehen ... also: Los! Eine Höllenfahrt beginnt. Links, rechts und auf der Straße bersten die Granaten, peitschen die Kugeln wie ein Hagelschauer. Der Pole hat sich eingeschossen. Wir treten in die Pedale und rasen dahin. Noch 500 Meter — dann senkt sich die Straße zum Flußufer — ich fühle einen dröhnenden Schlag am Helm — er rutscht ganz nach links hinüber — verflucht! noch schneller treten — schneller — es muß gehen! Und die Kugeln zischen und pfeifen und bellen:

„Hier kommen wir — hunderte sind wir. — Ihr seid des Todes!"

Ich kann es kaum begreifen, daß mein Nebenmann noch da ist — oder ist das nur eine Sinnestäuschung, dieses Rennen und Keuchen, dieses Zischen und Pfeifen — es ist doch nicht möglich, daß alle die vielen Kugeln fehlgehen ... Da ist der Waldstreifen am Fluß — ein Querschläger saust dicht an meinem Kopf vorüber — ich rutsche nach links hinüber,



springe mit einem Satz über den Graben und laufe durch die Bäume bis an das Ufer — da werfe ich mich hin — andere poltern auch irgendwo hin ... drüben auf der Brücke steht unser Chef selbst beim Geschütz und reißt an der Abzugsleine.

„Habt ihr Verluste?" kommt er fragend bei uns angelaufen. Ich kann ihm beruhigt zurufen:

„Nein, Herr Oberleutnant — alles gesund!"

Ich habe heute erfahren, daß jedem Menschen Zeit und Stunde des Lebens und Todes gesetzt ist.

In Kalisch

Nach einer anstrengenden Fahrt erreichen wir die Stadt Kalisch. Wir haben seit Überschreiten der Grenze in zwei Tagen fast 100 Kilometer zurückgelegt. Heute ist unsere Schwesterkompanie zum Spähen vorn, und uns fällt die Aufgabe zu, die von ihr schnell durchfahrenen Ortschaften zu durchsuchen und zu sichern. Als wir daher die Vororte von Kalisch durchfuhren, hatte die andere Kompanie die Stadt am jenseitigen Ende schon wieder verlassen. So schnell vollzog sich der Vormarsch in den ersten Tagen, daß sogar die nächsten Verbände Mühe hatten, die Verbindung nach vorn und hinten nicht zu verlieren. Aber jede weiter gewonnenen Kilometer vorwärts ersparen uns ein Gefecht.

Beim Einzug in die erste größere Stadt war Vorsicht geboten. Wir hatten doch schon viel gehört von hinterlistigen Dach- und Baumschützen, die sich zur Verteidigung oft sehr geschickt verborgen hielten. Ich verteile meine Leute an beiden Seiten der langen Hauptstraße. Wir schieben unsere Räder bis an die erste Straßenkreuzung und schauen uns um. Alles scheint wie ausgestorben. — Halt! — dort hat sich eben ein Fensterflügel bewegt — ich sehe einen Kopf schnell herauslugen und ebenso schnell wieder verschwinden. Also — Leben scheint doch noch in diesen toten Mauern zu stecken.

Wir beschließen, von hier aus den Stadtteil genau zu untersuchen. Ein Panzerabwehrgeschütz ist als Sicherung in Stellung gebracht, und ich lasse vier Mann mit meinem Maschinengewehr als Infanterieschutz dabei. Die Handgranate in der einen und das entsicherte Gewehr in der anderen Hand, so durchsuchen der Geschützführer und ich die nächsten Häuser.

Genau so hatte ich mir's gedacht: Zuerst kommen händeringend Frauen und Kinder aus den Türen, und dann holen wir die Männer in wehrfähigem Alter aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Bald steht eine ganze Schar um uns herum. Aus anderen Häusern kommen sie freiwillig heraus, laut rufend oder weinend und händeringend. Frauen fallen vor uns nieder und wollen uns die Hand küssen. Wir verstehen dies Gebaren nicht. Und doch ahnen — nein, sehen wir es an den angsterfüllten Gesichtern der Frauen und Kinder, daß alle glauben, ihr letztes Stündlein sei nun gekommen. Was muß man diesen Menschen für Greuelmärchen von uns erzählt haben! Sind wir aber nicht auch schon im Weltkrieg als „Barbaren" verschrien gewesen?

Wir schicken die Männer nach dem Sammelplatz und gehen weiter, um in allen Häusern am Straßenkreuz nachzusuchen. Erst dann kehren wir zum Ausgangspunkt zurück. Inzwischen haben die Kameraden andere Straßenzüge durchkämmt — die Sonne strahlt hoch vom Himmel warm auf uns nieder.

„Herr Unteroffizier, wann gibt's was zu essen? Wir haben fürchterlichen Kohldampf!"

Unsere Feldküchen können natürlich bei diesem Tempo nicht Schritt halten und sind beim nachfolgenden Troß geblieben. Ich schwinge mich aufs Rad, und schon ist die Genehmigung zur Selbstversorgung eingeholt. Um diesen Dienst reißen sich die Jungs! Gleich an unserer Ecke ist ein Kolonialwarenladen. Das Schloß springt auf — ein paar Fußtritte tun das übrige. Muffige Luft schlägt uns entgegen. Schnell ein Fenster geöffnet — da sehen wir die Schätze: Dosen mit Keks und Kuchen, Schokolade und Saft. Das können wir gebrauchen! Groß ist die Freude, aber noch größer der Appetit.

Schon beim Durchsuchen der Häuser und nun während unseres Mahles war der Verkehr auf den Straßen mehr und

mehr angewachsen. Es hatte sich wohl schnell herumgesprochen, daß die deutschen Soldaten doch gar nicht solche Unmenschen wären. Nun kriechen sie, diese heruntergekommenen und halb verhungerten Menschen, in Scharen aus ihren Verstecken heraus. Es dauert nicht lange, da sind wir umringt von einer bunten Gesellschaft, die uns mit hungrigen Augen und Mäulern anstiert. Unter ihnen sind auch einige Deutsch-sprechende. Ohne Scheu berichten diese, daß sie nicht hätten fliehen dürfen. Nur die Besitzenden und hohen Beamten wären schon in den ersten Tagen des Krieges nach Warschau gefahren. Kein Geschäft sei offen geblieben. Die Lebensmittel seien täglich knapper geworden. Nach ihren Aussagen hätten wir die Stadt mit unserer Ankunft völlig überrascht, und im ersten Schrecken seien alle in die dunkelsten und entlegensten Ecken gekrochen.

Gegen Abend wurden alle Männer wieder freigelassen, und nun entwickelte sich ein Straßenverkehr wie in normalen Zeiten. Wenn nicht ein so ganz anderes Bild noch dazugekommen wäre!

Unendliche Kolonnen von geflüchteten Landbewohnern durchfluteten seit den Nachmittagsstunden die Hauptstraße, um hier zu halten oder weiter nach dem Westen zu kommen. Zwei Kühe vorm Wagen, und auf den Karren sitzen, in dreckiges Bettzeug gehüllt, Frauen, Greise und Kinder. Unsagbares Elend ist in ihren matten Augen zu lesen. Mitleid überkommt uns, und gern geben wir von unserem Proviant ab. Diese Menschen tragen keine Schuld am Kriege.

Der plötzliche Abmarschbefehl reißt uns aus diesen aufschlußreichen Betrachtungen. Der zweite Zug bleibt als Besatzung zurück. Wir fahren erwartungsvoll weiter gen Osten. Was wird uns der nächste Tag bringen?

Wir erzwingen den Übergang an der Warthe

Golden fließt die Sonne und überglänzt das Land. Eine Fülle von Wärme schüttet sie herab. Das weite, wellige Land schimmert und sprüht in lachendem Licht und läßt die letzten Nebelschwaden im Morgenwind wie Dampf zerflattern. Ganz hinten schlängelt sich das blaue Band der Warthe durch das leuchtende Grün. Fließt sie nicht Deutschland zu? Ja — wenn wir nicht wüßten, in Feindesland zu stehen ... doch — da oben kreist in langsamen Kurven ein Flugzeug mit einem so eigenartigen Ton und bringt einen Riß hinein in die feierliche Stille dieses Herbstmorgens.

Plötzlich das helle Tacken eines Maschinengewehres in der Luft. Unsere Augen bohren in den graublauen Himmel, zwei deutsche Jäger haben das polnische Aufklärungsflugzeug erkannt und stoßen wie Falken von oben herunter. Von einem Kampf ist nicht zu sprechen. Ehe wir zur Besinnung kommen, sehen wir nur noch ein brennendes Etwas der Erde zusausen. Mitten in den grünen Teppich vor uns ist es hineingefallen.

So begann dieser Tag mit einem jähen Wechsel im Spiel des Lebens, dieser Tag unseres ersten größeren Kampfes.

Dem Fluß sind wir, ohne es zu merken, immer näher gekommen. Unsere Räder haben uns schnell vorwärts gebracht. Nirgend ist vom Feind etwas zu sehen — nur die bekannten Bilder von verbrannten oder noch glimmenden Diemen, von elenden und verlassenen Dörfern bieten sich uns dar. Wir ahnen, daß wir erst an der Warthe auf Widerstand stoßen werden.

Richtig, gerade sind da die Polen noch beim Zerstören einer großen Brücke. Kurzes Feuer hin und her, und die ersten Gruppen unseres Stoßtrupps klettern über die schwelende Brücke. Ich sehe, wie eben die letzten Kavallerie-Spähtrupps, die den Rückzug der Polen zu decken haben, zwischen den Häu-

fern verschwinden. Wir klimmen den Hang hinauf und stürmen durchs Dorf dem Gegner nach. Dabei kommen wir auseinander. Als ich hindurch bin, merke ich erst, daß ich meine Kameraden weit zurückgelassen habe. Schon zwingt mich feindliches Gewehrfeuer in die Ackerfurchen. Einen Augenblick bleibe ich unbeweglich liegen — dann zwei kurze Pfiffe, und mein Ping-Pong weiß Bescheid. Ich sehe, wie er sein Maschinengewehr 200 Meter hinter mir auf die Deckung wirft und wütend in den kleinen Waldrand links vor uns schießt. Langsam krieche ich zurück und drücke ihm die Hand. Wir sind ganz allein. Der Rest des Zuges geht nun erst über die Brücke. Aber da kommen schon die andern Leute meiner Gruppe einzeln herangesprungen. So bilden wir nun als erste Soldaten an der Warthe für den Zug Feuerschutz und könnten sogar einen etwaigen Gegenstoß ruhig abfangen.

Es vergeht noch geraume Zeit, ehe unser Maschinengewehr-Bataillon den Fluß überschritten hat. Nicht auf einen Gegenstoß sollen wir nun hier warten — wir wollen weiter vorstoßen und das vor uns liegende Dorf, das anscheinend von stärkeren Kräften noch besetzt gehalten wird, angreifen. Als linke Flankenfeuerkraft soll ich dabei unterstützen.

Bis dahin wird noch eine Stunde vergehen. Wir liegen hinter einem Erdaufwurf. Ping-Pong sitzt gleich wieder an seinem Maschinengewehr, ölt das Schloß und streut Schwefelblüte darauf.

Da der erwartete Pfiff! Die Kompanie tritt an. In geöffneter Ordnung laufen wir der feindlichen Stellung entgegen. Gleichzeitig fangen die langsam feuernden polnischen Maschinengewehre an, ihre einförmige Melodie zu singen. Nach einigen hundert Metern das erste Hindernis: ein breiter Bach. Aber die Brücke ist noch ganz.

„Bruno," ruft mir der vorausgeeilte Ping-Pong zu, „ich wate da durch!"

Und schon versinkt er bis an den Bauch im Morast, sein Maschinengewehr hoch über den Kopf haltend. Ich laufe wie ein Hase im Zickzack über die Brücke, die anderen mir nach oder auch durch den Bach, und ehe die Feuergarbe über die Bretter tanzt, liege ich schon neben meinen Männern. Durchs Glas habe ich gleich eine passende Stellung für uns fünf erkundet. Etwa 300 Meter vor den ersten Häusern steht halblinks eine kleine Baumgruppe, deren Stämme unter dichtem Laub kaum zu sehen sind.

„Wir wollen einen geschlossenen Sprung dahin machen. Los!"

Ehe der Feind begriffen hat, jagen wir über die offene Wiese und fliegen förmlich in eine schön geschwungene Mulde hinein. Ein wahrer Kugelregen — auch einige Granaten zischen durch die Bäume. Zu spät! Wir lachen uns an:

„Wat meenst, wenn wi nich so utbückelt weern?"

Mit ein paar Spatenstichen schafft sich jeder eine Gewehrauflage. Der Helm wird mit Morast beschmiert — so — da haben wir eine herrliche Stellung. Auch die Verbindung ist da. Unser Zugführer gibt mir Zeichen, das weitere Vorgehen seiner Gruppen zu unterstützen.

Aus den Häusern und Hecken fliegt ein mörderischer Hagel den Kameraden entgegen. Von keinem Feuer behelligt können die Feinde da auf sie zielen — und sie zielen gut. Endlich habe ich den vorbildlich getarnten Gegner gefunden.

„Aufpassen, Jungs — unser Ziel!"

Einige Schüsse mit Leuchtspurmunition geben meinem Maschinengewehr und den Schützen schnell dasselbe an. Da geht es bei uns los: Tack-tack-tack — so bellt unser Maschinengewehr und — pietsch! — so pfeifen unsere Gewehre. Ich erkenne deutlich, wie der Feind bei diesen genau sitzenden Schüssen die Nase in den Sand stecken muß und wie unsere Kameraden von Baum zu Baum, von Deckung zu Deckung

an Gelände gewinnen. Ganz vorn liegt unser Chef, kurz mit dem Glas beobachtend und dann in Salven mit unserm Leutnant schießend.

Am rechten Flügel sehen wir die ersten Häuser in Flammen aufgehen. Unsere Schwesterkompanie hat die leichten Granatwerfer in Tätigkeit gesetzt.

„Junge — fein! Mensch, Ping-Pong, feste, gib ihm!"

Aber auch der Gegner schießt seine Granaten nach allen Seiten zielsicher ab — wieder brechen die Zweige der Bäume auf uns hernieder.

„Herr Unteroffizier — der Leutnant winkt — wir sollen da an den Straßenrand kommen!"

„Ich komme!"

In Eile bauen wir ab und springen einzeln nach rechts hinüber.

„Also, Trede, wir machen einen Einbruch! Ihr Maschinengewehr macht mit! Brüllt kräftig Hurra!"

„Jawohl, Herr Leutnant!"

„Seitengewehr — pflanzt auf!"

Ungeduldig kauern wir und warten auf das Zeichen.

„Los!"

Wir stürzen vor und laufen den kleinen Hang hinauf. Rechts und links schlägt es ein. Vorwärts! Wo eine Erdwelle zu kurzer Rast einen dürftigen Schutz gewährt, da kauern wir uns nieder, verpusten einen Augenblick und schicken einige Schüsse aufs Geratewohl in den Dorfrand hinein. Dann weiter, weiter! Da — da ist der Feind! Da kauern sie zwischen den Büschen und hinter den Gartenhecken. Bebend laden die fliegenden Hände, drücken ab, laden, drücken ab, laden ...

„Hurra!" brüllt der Leutnant mit letzter Lungenkraft und pirscht vor.

„Hurra, Hurra!" schreien wir aus heiserer Kehle — die ersten sind am Dorfrand angekommen.

„Hurra, Hurra!"

Da wankt der Pole — hier und dort beginnt eine wilde Flucht.

Ping-Pong hält sich immer dicht hinter mir. Wir rennen weiter die Straße entlang, das Herz schlägt mir bis zum



Halse, und gehen in einem Graben in Stellung. Der Leutnant ist der erste, der in die Häuser rennt. Als plötzlich ein polnischer Soldat vor ihm aufspringt, legt er den Revolver auf ihn an — Hemmung! Der flüchtende Pole hört das Knacken, macht Front und zieht die eigene Pistole, um sie zu spannen. Ich bin starr vor Entsetzen. Schießen kann ich nicht, denn der Leutnant steht gerade vor mir. Ich sehe ihn schon fallen — kaum zehn Schritte trennen die beiden — da kommt „Große Sohle" in rasendem Lauf um die Hausecke. Das Gewehr

fest in den Händen, hat er die Lage vom Augenblick des versagenden Schusses erkannt — noch zwei Schritte — da sitzt dem Polen das Seitengewehr im Leib, und der sofortige Schuß befreit den Gegner von unnötigen Qualen.

„Bravo, Robert!" jubeln wir — alles um uns her vergessend. Doch zu tieferem Nachdenken ist nun keine Zeit. Weiter stoßen wir durchs Dorf — die letzten Feinde geben sich gefangen.

Grauenhafte Bilder bieten sich uns. Gleich hier liegt ein Pole, dem eine Granate die linke Seite aufgerissen hat. Er hebt matt den Arm — ein schneller Tod erlöst ihn von weiteren Schmerzen. Tote Pferde, gerichtete Maschinengewehre und unheimliche Mengen von Munition zeugen von einer raschen Flucht des Feindes, aber auch davon, daß wir den Übergang nun erst erzwungen haben. Da springt einer zwischen den Toten auf und stürzt sich mit einem Messer von hinten auf Robert. Ich springe hinzu. Ein Kolbenhieb streckt den Polen zu Boden.

Neue Befehle kommen — die zerstreuten Gruppen ordnen sich, und wir richten uns auf den Höhen jenseits des Dorfes zur Verteidigung ein.

„Die Stellung ist unbedingt zu halten!" befiehlt unser Stoßtruppführer. Wir liegen am Gartenzaun eines abgebrannten Hauses. Zwei Männer schicke ich aus, um etwas Eßbares zu holen. Die anderen verpassen sich einen polnischen Helm oder versuchen mit den langen Kavallerielanzen zurechtzukommen. Ping-Pong nur sitzt mit dem „lachenden Hans" am Maschinengewehr und reinigt es. So ist er, ein Soldat wie er sein soll: vorsorglich und gewissenhaft!

Hannes hat schon mit dem Kolben eine Tür aufgeschlagen.

„Dort mut doch wat to finden wähn!"

Er ist unersetzlich, wenn es ans Requirieren geht. Dann

ist er sofort verschwunden, damit ihm ja keiner zuvorkommt, und immer kehrt er mit übervollen Händen zurück. — Fast unzertrennlich von ihm ist unser „Dicker“, der Kieler Kaufmann. Doch augenblicklich sind ihm die polnischen Beutestücke wichtiger als alles andere. Immer wieder versucht er, mit einem Säbel einen polnischen Stahlhelm zu zerstechen, und das gelingt ihm auch ausgezeichnet.

„Verdammt, das Zeug taugt nicht viel, aber den Säbel nehme ich mit, soll über meinem Bett hängen!“

Lautes Gelächter erschallt, als er sich dann das Ding ans Koppel hängt und stolz durch die Bäume schreitet, wie ein General nach allen Seiten grüßend.

Wie nahe liegen doch im Krieg Freude und Leid beieinander! Noch vor wenigen Minuten pfiffen verderbenbringende Kugeln und sausten tückische Granaten um unsere Köpfe — nun dies Bild eines richtigen Landsknechtlebens.

„Mahlzeit, Herr Unteroffizier!“ ruft „Große Sohle“, mein Truppführer, mir zu, „ich bitte, Platz zu nehmen!“

Eine richtige Mahlzeit war zusammengetragen: Brot, Eingemachtes, Äpfel und frische Milch. Ein frohes Schmausen beginnt, gewürzt durch die kräftigen Witze von unserem Reservisten Ahlhausen.

„Stellung!“ schreit plötzlich der Chef — „noch nicht schießen!“

Wie geölte Blitze fahren wir kauend in unsere Löcher und suchen das Vorgelände ab. Da — in etwa 500 Meter Entfernung kommt ein polnischer Kavalleriezug geritten. Wollen sie zur Attacke gegen uns ansetzen? Erfolgt nun der Gegenstoß? Bis jetzt kenne ich eine Attacke reitender Truppen nur aus Büchern und habe mir die Wirklichkeit grauenvoll vorgestellt. Der Pole glaubt in seiner Kavallerie seine größte Stärke zu haben — mit ihr wollte er uns ja einfach überrennen.

Da rattert mein Maschinengewehr los — ich schreie den Befehl zum Stopfen hinein — aber Ping-Pong hört nichts. Ruhig liegt er hinter seinem Gewehr und feuert wütend wie immer. Ich sehe, wie der Zug der Reiter seine Gäule herumreißt und in einer riesigen Staubwolke im Wald verschwindet.

„Ping-Pong, du Idiot!" schreit der Chef. „Wäre das ein fetter Braten gewesen!"

Aber dann muß er doch lachen:

„Ein einziges Maschinengewehr, und der Pole läuft — nach einem solchen Empfang wird er an ein Wiederkommen nicht denken."

Wir können weiter das Kampffeld absuchen und uns für einen Gegenstoß einrichten, da die nachfolgenden Verbände noch weit hinter uns sind.

Am Abend sind wir am Dorfrand angetreten, als der Chef erscheint. Er stellt sich zwischen uns.

„Kameraden, dies war heute unser erstes Gefecht. Ich kann euch nur sagen, daß ihr eure Sache gut gemacht habt. Wir kämpften gegen eine Übermacht von 2000 Mann — es war ein ganzes Kavallerieregiment. Leider haben wir einen Toten zu beklagen: Unterfeldwebel Hellbrecht traf eine Kugel mitten ins Herz. Drei Kameraden von uns sind verwundet, sie werden schon durchkommen. Ich erwarte nun von der Kompanie auch in Zukunft denselben Schneid und Angriffsgeist!"

Noch einmal sieht unser Chef uns in die Augen, dann geht er langsam fort. Einen Augenblick bleiben wir in stillem Gedenken stehen, nun ruft auch uns die Pflicht.

Unser Toter wird begraben, und wir tragen die Verwundeten, darunter zwei schwer getroffene polnische Soldaten, über die Warthebrücke zurück.

Blutrot taucht am Horizont die Sonne unter, als leuchtendes Symbol für den heutigen Tag.

Frieden im Krieg

Am 6. September fahren wir den ganzen Tag durch ein trostlos ödes Gebiet. Lähmende Sonnenglut liegt über den staubigen Straßen. Bis an die Knöchel im Sand müssen wir stundenlang unsere treuen Räder schieben. Rings umher in dieser Wüste liegen Uniformstücke und Waffen des zurückflutenden Feindes. Wir erfahren, daß unsere nachgerückte Artillerie den Sammelplatz des von uns am Vortage vertriebenen Kavallerieregiments beobachtet, dieses dann beschossen und die stolzen Reiter nochmals zur Flucht gezwungen hatte.

Mit Einbruch der Dämmerung erreichen wir ein kleines Dorf. Hier soll übernachtet werden. Doch vorher fordert der Magen sein energisches Recht. Noch ehe der Befehl kommt, daß jede Gruppe sich selbst versorgt von den „Früchten des Landes", sind meine beiden Spezialisten schon wieder an die Arbeit — an die ganze Arbeit — gegangen. Ich finde sie bei einem abseits gelegenen Gehöft mit den Bewohnern in lauter Unterhaltung, die durch treffende Gebärden unterstrichen wird. Ein Mädchen mit verbundenem Arm kann ein wenig Deutsch radebrechen. Von Hannes wird ihr bedeutet, daß sechs Hühner in den Topf wandern müßten. Auf meine Anfrage nach dem Arm zeigt sie mir einen Granatsplitter und berichtet, daß ihr Haus in der Nähe des polnischen Sammelplatzes von unserer Artillerie zerschossen worden sei. Mit verbranntem Arm sei sie dann hierher geflüchtet. Selbstverständlich nehme ich das Mädel zum Sanitäter. Das war wohl auch ein Gegenbeweis des uns angedichteten Barbarentums.

Im Nu hat unser „Organisator" den Hühnern den Kopf abgedreht. Ping-Pong und „Große Sohle" sitzen über einen Drahtkorb gebeugt, eifrig die Federn rupfend. Der „Dicke"

hat ein Strohfeuer entfacht, denn er meint fachmännisch, daß die Biester unbedingt erst gesengelt werden müßten. Unterdessen ist auch in der Küche ein Riesenbottich mit Wasser aufgesetzt worden. Nebenbei brodeln die Kartoffeln. Unter lauten Späßen und passenden oder unpassenden Witzen geht diese Arbeit munter vonstatten.



Als wir zurückkommen, ist das Mahl bereitet, inzwischen aber die Dunkelheit hereingebrochen. Draußen auf dem Hof unter einer breitästigen Linde steht ein mit weißem Leinen gedeckter Tisch. In zwei silbernen Leuchtern brennen große Kerzen, ihren matten Schein um sich werfend. Meine Männer sitzen schon und begrüßen mich mit einem „Hinein!". Ping-Pong hat mir den Präsidiumsplatz freigelassen.

Nach einem kurzen Tischspruch bedeute ich den umherstehenden Bewohnern, daß nichts von dem wahr wäre, was ihnen die Kriegstreiber und Juden von uns Deutschen erzählt hätten.

„Wir kommen euch so, wie ihr uns entgegentretet. Begegnet man uns mit Hinterlist oder Heimtücke, so sind wir hart und unerbittlich."

Dann bedanke ich mich für die uns erwiesene Freundlichkeit und Bereitwilligkeit — Krieg ist eben Krieg!

Da trägt auch schon unser Koch die dampfende und duftende Suppe auf. Wie munden die Pellkartoffeln in flüssiger Butter, und dazu gibt es noch ein halbes Huhn für jeden! Viel erzählt wird nicht, dafür haben wir ja auch den ganzen Tag gehungert.

Glücklich und zufrieden leuchten die Augen meiner Männer.

Nichts lese ich mehr von Kampf und anstrengenden Fahrten. Ein unbändiger Stolz erfüllt mich. Gewiß — mit den meisten habe ich ein Jahr in der Garnison zusammen gelebt und kenne sie. Doch nun ist das alles ganz anders! Nun gibt es unter uns keinen Einzelgänger mehr. Durch das harte Muß, das hinter jedem steht und das sein Tun bestimmt, sind wir zusammengeschmiedet in diesen ersten Tagen des Krieges. Ich weiß, was ich von jedem verlangen kann, wie alle es auch von mir wissen. Hier ist ein kleiner Block: fest und untrennbar hält er zusammen. Und genau wie er bildet das ganze Heer, ja das ganze deutsche Volk mit seinem Führer eine Gemeinschaft!

Mitten in diese Betrachtungen hinein platzt unser Leutnant. Seine Augen werden immer größer, denn eben wird als Nachtisch Brot mit Marmelade gereicht.

„Wißt ihr überhaupt, daß ich der zweiten Gruppe in der Verpflegung zugeteilt bin?"

Ein allgemeines verständnisvolles Lachen begleitet diese Feststellung.

„Bitte, wollen Herr Leutnant Platz nehmen!"

Und nun hören wir eine empörende Neuigkeit. In diesem Kalisch, das wir so beruhigt verließen und damit in bester Erinnerung hatten, ist eine große Schweinerei passiert. Am nächsten Abend sind unsere Zurückgebliebenen trotz der aufgestellten Posten plötzlich aus Fenstern und Luken befeuert worden. Vornehmlich Juden hätten sich daran beteiligt. Und als der Leutnant erzählt, daß dabei einige Kameraden schwer verwundet worden seien, packt uns die Wut, um so mehr, da wir diese Menschen so gut behandelt und manchen von unserem Proviant abgegeben hatten. Ja — so ist der Krieg in Polen!

Ich lasse meine Schachtel mit deutschen Zigaretten kreisen, und die Unterhaltung wird bald wieder fröhlicher. Wohnen

doch im Krieg schwere Gedanken und leichte Stimmungen oft eng beieinander. Wie vor Tagen in der Eisenbahn, so erklingt wieder das Lied von der Erika — erlischt wieder der Himmel im letzten Rot wie auf der Heide bei Neumünster.

Uniejow

Gut ausgeruht und in bester Stimmung fahren wir am 7. September durch den frühen Morgen. Wie in den letzten Tagen ist das Wetter freundlich und heiter. Zum ersten Male sollen wir heute wieder auf unser Regiment stoßen. Das erfüllt uns nicht nur mit Freude, sondern auch mit einer großen Sicherheit. Es geht nicht vorwärts, einem im Nebel liegenden Ziel zu — es geht heute nach hinten. Dort, wo die Feldküche uns die Mühe des „Besorgen-müssens" abnimmt und wo wir in unseren „Affen" ein Messer für den Opabart finden.

Rumm! bumm! — Die Abschüsse einer in der Nähe stehenden Batterie lassen uns aufhorchen. Das Vorbereitungsfeuer unserer Artillerie beginnt den Tag einzuweihen. Nach kurzer Fahrt ist der Troß gefunden. Wir erhalten das Gewünschte. Heißer Kaffee und reichliche Verpflegung stärken uns für die kommenden Stunden. Wir erfahren, daß der Pole starke Kräfte nach Uniejow geworfen hat, um hier unseren weiteren Vormarsch zum Stocken — zum Scheitern zu bringen. Ein Aufhalten war ihm tatsächlich auch schon gelungen. Nun, wir werden es sehen!

Mitten in unser schönes Morgenmahl platzt der Befehl zum Abmarsch. Ein paar kurze Flüche, während der Rest des Mahles in die Brotbeutel oder Muni-Kästen verstaut wird. Dann schwingen wir uns auf die braven „Stahlesel" und fahren wieder voran in Richtung Uniejow. Unsere Truppen sollen schon von der

Flanke angegriffen haben. Nach kurzer Fahrt machen wir Rast bei einem schmucken Pastorat. Gleich sind meine Jungs wieder wie die Affen auf den Obstbäumen. Herrlich schmecken die rotbäckigen Äpfel — wie zu Hause. Keiner von uns kümmert sich um das Gesurre und Zischen über den Köpfen, keiner nimmt Notiz vom Aufbellen der Infanterie-Geschütze, die eben an der Gartenhecke in Stellung gegangen sind. Wie schnell haben wir uns daran gewöhnt, täglich dem Tod in die Augen zu schauen!

Während ich allein im Grase liege und mich eines so wohligen Gefühls der Frische erfreue, drängt sich mir unwillkürlich die Frage auf: Was kann uns passieren? Fühlen wir uns wirklich den Polen so überlegen? Und woher kommt das? Überlegen im Kampf? Nein — das ist es nicht, das kann nicht sein! Wir alle haben den polnischen Soldaten als einen gleichwertigen Gegner erkannt. Und doch überlegen! Wodurch? Wir haben Vertrauen zu unseren Führern — wir verlassen uns auf unsere Waffen. Und dies starke Gefühl gibt uns auch den Sieg!

„Kompanie, aufsitzen!"

Eilig kommt alles herangelaufen, in wenigen Augenblicken fährt der Trupp, als erste Sicherung folgen die Züge der Kompanien links und rechts auf der Landstraße, die sich schnurgerade bis zu einer langgestreckten Hügelkette hinzieht. In der Ferne vor uns erkennen wir Sanitätswagen mit dem leuchtenden roten Kreuz. Vorwärts! Rechts am Wege im Graben liegt ein gefallener deutscher Hauptmann. Weiter! Doch — was ist das? Da kommen uns die Wagen unseres Maschinengewehr-Bataillons entgegen. Im ersten sitzen drei blutüberströmte Kameraden. Nur der Fahrer scheint leichter getroffen zu sein. Zwei an den Seiten stehende Kameraden halten die Schwerverwundeten. So fahren da noch mehr. Jeder Wagen ist durchlöchert. Was hatten die denn gehabt?

Wir lassen den Zug, ohne zu fragen, stumm an uns vorüberziehen — wir tun das mit dem Geloben, den Polen alles heimzuzahlen.

Lange soll es nicht mehr dauern, diesen Entschluß auszuführen.

„Halt! — Räder in den Graben! — Geräte frei! — Marsch!"

In Zugabständen gehen wir einige hundert Meter vor, dann:

„Volle Deckung! — Trede, mit Ihrem Schützentrupp bis an das nächste Dorf, feststellen, ob feindfrei!"

Diesen Befehl ruft mir der Chef zu, und ich wähle fünf von meinen Jungs.

Wie sieht das Gelände hinter der Hügelkette aus? Etwa 500 Meter verläuft die Straße noch in gerader Richtung. Dann macht sie eine scharfe Rechtskurve, und an der linken Seite beginnen die Häuser des zu erkundenden Dorfes. So preschen wir sechs denn im Straßengraben in gebückter Haltung vor. Polnische Granaten schwirren zwar über uns hinweg, schlagen aber weit hinter der Kompanie ein. Zuversichtlich schleichen wir vor und erreichen die Kurve. Mein Truppführer und ich beobachten scharf durch das Glas. Da pfeifen die Kugeln um uns, aus allen Fenstern und Dächern blitzt das Mündungsfeuer, sogar Maschinengewehre fallen mit ein in diese Melodie.

Ich robbe noch ein paar Schritte vor, doch dann wird es mir zu bunt. Rühren können wir uns nicht mehr, haargenau sausen die Geschosse in die Grabenkante, wenige Zentimeter über unseren Rücken. Verdammt! Woher kommt das? Und nun fängt ein Maschinengewehr unserer Nachbarkompanie an, auf uns zu schießen! Ob die uns nicht erkannt haben — uns gar für Polen halten? Wir liegen im Kreuzfeuer, ein Treffer ist unausbleiblich. Ich bange um meine Männer,

der kalte Angstschweiß steht mir auf der Stirn. Langsam schiebe ich das Fernglas zur Seite, um mich noch tiefer in den Boden zu pressen. Erst da fällt mir die Leuchtpistole ein. Hastig ziehe ich sie mit einer weißen Leuchtkugel hervor — doch, o Schreck, das Ding ist versandet und läßt sich nicht spannen. Ich halte mit Mühe den Schlagbolzen mit der einen Hand und schiebe mit der anderen die Patrone in den kurzen Lauf. Da entgleitet mir der Bolzen, und der weiße Schweif



der Leuchtkugel zischt durch den Graben. Tränen treten mir in die Augen, so verzweifelt bin ich. Das hätte uns doch helfen können, hätte unseren Kameraden doch Bescheid gegeben, daß sie mit dem Feuer aufhören und uns unterstützen sollten. Allmählich wird der Kugelregen schwächer, und ich sehe mich um. Mein Truppführer winkt mir zu. Er erwartet einen Befehl. Ich krieche zu ihm, wir beraten. In diesem Augenblick fällt kein Schuß. Ich stehe auf und winke mit dem Stahlhelm den Unsern zu. Gottlob — man hat mich erkannt. Schon sausen die Feuergarben unserer Maschinengewehre über uns hinweg in die polnischen Häuser hinein.

Wir kriechen wieder auf demselben Wege zurück.

„Herr Oberleutnant, Dorf vom Feind besetzt. Stärke konnte nicht festgestellt werden!"

Alles andere ist Sache weniger Augenblicke. Kommandos werden gegeben, wir entfalten uns, und der Angriff rollt weiter. Auch das zweite Bataillon geht vor. Oft noch zwingt uns das Feuer in den großen Kartoffelacker. Doch es ist ein mehr planloses Schießen des Feindes, der schon wieder im Rückzug begriffen scheint. Unaufhaltsam dringen wir vor und säubern die Häuser, die mich vor kurzem noch so heftig beschossen.

Da entdeckt Ping-Pong abseits eine große Mulde, und ich erkenne, daß darin Soldaten liegen. Ein paar Sprünge, und wir sind da. Doch was ist das? Ein Bild des Grauens bietet sich uns dar. In ungefähr Zugstärke liegen dort Kameraden, die vor etwa fünf Wochen noch mit uns auf dem letzten Truppenübungsplatz gewesen. Waren wir damals nicht ein wenig neidisch geworden, daß sie als Radfahrabteilung ausgebildet wurden? Nun liegen sie da: bestialisch ermordet und verstümmelt. Hier einer mit gespaltenem Schädel, dort einer mit ausgestochenen Augen und .... Alle, also auch Verwundete, hatte man tierisch und feige gemordet. Nie im Leben werde ich diesen schauerlichen Anblick wieder vergessen. Zum ersten Male habe ich hier, und ich glaube wir alle, geweint — vor Jammer und Schmerz.

Woher dieser Haß der Polen auf wehrlose Deutsche? Ist der uns nicht so fremd?

Da kommen vom anderen Dorfende einige Kameraden mit vier polnischen Soldaten. Haben sie ein paar dieser feigen Mörder erwischt? Doch nein — es sind Ukrainer, die beim Rückmarsch der Polen die beste Gelegenheit zum Überlaufen benutzt hatten. Sie sprechen fließend deutsch, und aus ihren

Augen leuchtet die Freude, endlich ihr Ziel erreicht zu haben. Und was erzählen sie uns von ihren Offizieren? Mit Drohungen und Mißhandlungen seien sie getrieben worden. Zu essen hätte es nichts für sie gegeben. Alles verbrauchten die Herren Offiziere. Als wir aber angriffen, wären sie die ersten gewesen, die das Weite gesucht hätten.

Bis zum Abend geht es noch hin und her — vor und zurück. Es ist schon fast dunkel als wir in Wola Quartier beziehen. Deutlich spüre ich die Wirkungen der letzten Tage an Leib und Seele.

Einsamer Flieger

Weiter und weiter stürmen wir in den beiden nächsten Tagen dem fliehenden Feinde nach. Überall hat er deutliche Spuren hinterlassen. Von einem Stocken des Vormarsches ist nichts zu merken. Die nächste Aufgabe der Division ist die Flankensicherung der Armee Reichenau, unser Ziel heißt — Warschau!

Am 9. September ist unsere Division auf einem großen Abschnitt von 30 Kilometern eingesetzt, und unsere Kompanie geht wieder als Stoßtrupp voraus. Die Räder mahlen durch den tiefen Sand der Feldwege, die Zunge klebt am Gaumen, und die Feldflasche ist längst leer. Ein Dorf zeigt sich und verschwindet schnell. Weiter geht es, immer weiter — bis wieder ein Dorf auftaucht mit größeren Häusern und gepflasterten Straßen: Leszyka. Das gleiche Bild auch hier: sauber nichts — zerstört viel — geräumt alles.

Am Spätnachmittag haben wir Piatek erreicht. Todmüde lagern die Kameraden am Wege und schlafen sofort ein. Uns ist gemeldet, daß sich der Feind nördlich der Bzura, also in gleicher Richtung mit unserem Vormarsch, zurückzieht,

um der drohenden Umklammerung zu entgehen. Was wird uns da noch geschehen können?

Ich liege zwischen meiner Gruppe im tiefen Graben am Hang, habe die Hände hinter dem Kopf gefaltet, denke an die Heimat und die Urlaubszeit in den heißen Augusttagen.



Im Halbschlummer erlebe ich noch einmal die schönen Fahrten durch unser herrliches Schleswig-Holstein, wie ich an grünen Höhen und an blinkenden Seen vorbeigekommen war, um am weißen Ostseestrand mich zu sonnen. Nun liege ich auch hier im Schein der letzten Strahlen am Wegrand, aber es ist Krieg.

Sieh — da kommt ein Flugzeug! Ganz niedrig fliegt es über uns hinweg, und langsam taucht es hinter dem Hang

am Ende des Ortes unter ... so waren damals am Plöner See auch die Inseln im Hölloch verschwunden — ja, so hatten sie sich versteckt ... Da kommt von dieser Seite wieder ein Flugzeug! Noch niedriger segelt es langsam über unseren Köpfen dahin, fast die Baumkronen streifend. — Ist es nicht dasselbe wie erst vor wenigen Augenblicken? Ein Beobachtungsflugzeug mit den deutschen Abzeichen. Deutlich erkenne ich den Piloten und sehe, wie der Beobachter sich weit über die Bordkante beugt und uns förmlich zählt ... So hatten wir an jenem stillen Augustabend über den Rand des Bootes gelegen und in die grüne Tiefe hinab gesehen — träumend ... Die Augen waren auch mir zugefallen — die Sinne eingeschlafen — Oder träumen sie nur? Das Flugzeug — über den Bäumen und den müden Kameraden — kam es noch einmal? — Der einsame Flieger — was wollte er?

Der polnische Durchbruchsversuch

Gegen Abend kommt unser Chef wieder, und wir fahren einige Kilometer zurück. Die Kompanie wird in die einzelnen Züge aufgeteilt. Jeder erhält einen bestimmten Auftrag, nach vorn hin aufzuklären. Wir sollen einen Feldweg erkunden, der in fast nördlicher Richtung auf Kutno zu führt. In geschlossener Ordnung fahren wir los — es wird immer dunkler, so daß wir kaum noch den richtigen Abstand voneinander halten können.

„Minsch, Robert, du büß in mien Speeken!"

„Mit den Rietsticken dar vör kanns ok nicks sehn!"

„Hier droopt wi doch keen Popolski mehr — de sitt nu all in Warschau!" ...

Tacktacktack ... wie Peitschenhiebe knallt uns ein Maschinengewehr von vorn entgegen. In dem, was nun folgt, haben wir schon Forsche: Rein in den Graben — das Rad nachgezogen und die Geräte abschnallen. Fertig! — Das Geschieße ist verstummt, und nun können wir erst etwas hören da vorne. Was ist das für ein Gebrülle in der Ferne? Keine Tiere sind es — nein: Menschen. Das hört sich ja an, als wenn — ja, das sind Laute, wie Betrunkene sie von sich geben. Ist das zu denken? Der Gegner scheint vollkommen betrunken zu sein. Ich weiß, daß mein Vater aus dem Weltkriege davon erzählt hat. Das Geheul wird immer stärker. Wie ein wildes Tier, so kommt der Feind auf uns zu. Noch klingt es mir schauerlich in den Ohren — doch nun heißt es keine Zeit zu verlieren!

„Alle Maschinengewehre Stellung! Feuer frei!"

Schon hämmern unsere Gewehre blindlings ins Dunkel hinein. Sehen können wir nichts — nur hören. Wir schießen wie verzweifelt in die Nacht, die wie eine trübe Flüssigkeit uns umgibt.

„Haltet euch die Bestien vom Leib!" schreit unser Zugführer in einer Feuerpause. „Sonst kommt keiner von euch lebendig zurück!"

Tacktacktack — pietsch — ßßßßß — wumm — — tacktacktack — peng — peng — wumm —

Mitten in diesem wütenden Feuer merken wir, daß der Gegner — Gott sei es gedankt! — an uns vorbeistürmt. Er stößt auf das Nachbarregiment, das ihn gebührend empfängt. An allen Ecken und Enden im Umkreis beginnt nun ein Krachen, Splittern, Zischen, Bersten und Pfeifen — es donnert rechts und links, vorn und hinten. Ein wahrer Höllenlärm, in dem jedes Rufen, jedes Kommando untergeht. Überall steigen die hellen Leuchtkugeln empor, überall entspinnen sich erbitterte

Gefechte. Wir schießen immer weiter nach der Seite — hier soll keines dieser wilden Tiere einbrechen! Eine halbe Stunde dauert dieses Toben. Dann ebbt es ab und verstummt fast ganz. Ab und zu noch ein Schuß durch die Nacht. Schreien, Aufbrüllen, Stöhnen und Klagen dringt aus der Finsternis zu uns. Ich fühle kalten Schauer über den ganzen Leib kriechen. Wie durch ein Wunder bleiben wir bei diesem Angriff verschont und liegen abwartend in unserer Stellung. Rundherum brennende Häuser und qualmende Diemen, aufblitzende Batterien und flackende Leuchtzeichen, gespenstische Schatten und tackende Maschinengewehre. Ein schaurig-schöner Anblick — eine gewaltige Sinfonie der Schlacht.

„Unteroffizier Trede — mit zwei Mann machen Sie einen Spähtrupp in dieser Richtung", der Leutnant zeigt nach links, „und versuchen Verbindung zu bekommen mit der Nachbarkompanie."

Aufrecht stapfen Ping-Pong, „Große Sohle" und ich durch den Kartoffelacker in Richtung auf zwei brennende Gehöfte, wo unaufhörlich Leuchtkugeln hochsteigen. Plötzlich werde ich stutzig. Kommt da nicht etwas auf uns zu?

„Hinlegen!"

Wir werfen uns zwischen die Stauden und beobachten. Wir sind wohl erst 800 Meter vom Zuge entfernt. Da! — Nein, das war nichts! Die Nerven sind aufs äußerste gespannt. Wir warten ab. Richtig — gegen den hellen Feuerschein heben sich deutlich Gestalten ab, es mögen wohl 200 sein. Wir wollen unbedingt wissen, womit wir es zu tun haben.

„Ruhig!"

Stimmengewirr dringt zu uns — zweifellos, das sind polnische Soldaten! Wir erkennen sie an den Tornistern. Vorsichtig zurück! Schnelle Sprünge, oft stolpern wir im hohen Kraut. Dann liege ich wieder beim Zugführer und melde ihm. In

der Zwischenzeit hatte ein Gefreiter schon Verbindung nach hinten aufgenommen mit der Nachbarkompanie.

Leise geht's an die Räder, wir treten die Rückfahrt an. Noch scheint der Pole nichts bemerkt zu haben, denn lärmend folgt er uns. Unbehelligt fahren wir dem Dorfe zu, hinter uns ist es still geworden. Ist der Feind wieder abgeschwenkt? Wir biegen einen Weg nach links ein. Da zwingen uns Schüsse aus dem Dorf von der Straße. Verflucht! Das können doch nur unsere eigenen Leute sein!

„Nicht schießen! Eigene Truppen!" brüllte ich. Aber das Feuer wird noch wütender.

Ich lasse Ping-Pong mit dem Maschinengewehr in Stellung gehen und in die Häuser schießen. Detonationen von Handgranaten zeigen, daß es dort zu einem Nahkampf gekommen ist. Es ist aber nicht festzustellen, wer sie wirft. Noch ein kurzes Hin und Her — dann unheimliche Stille ringsum. Und bange Ungewißheit. Wir wußten nur: die da vor uns gewesen waren, ob Freund, ob Feind — die waren vernichtet. Niemand dachte mehr an Ruhe, obwohl jeder zum Umfallen müde war. — Endlich, endlich dämmert leise der Tag herauf.

Ich lasse sammeln. Es fehlen der Zugführer und der dritte Maschinengewehrtrupp. Ich melde mich dem Kommandeur des nahen Bataillons und werde der siebenten Kompanie zugeteilt. Ein Leutnant schildert mir die ungefähre Lage: Durch den unerwarteten Angriff der Polen sei alles durcheinandergeraten und jegliche Verbindung zwischen den Bataillonen und Regimentern gerissen. Überall hätten sich wohl feindliche Keile in unsere Linien geschoben, doch sei ein Durchbruch auf der ganzen Linie nicht gelungen.

Mit dem Gruppenführer der ersten Gruppe versuche ich bei einem Funkwagen Verbindung mit dem Regiment zu erhalten,

doch vergebens. Hundemüde legen wir uns ins Stroh. Es bleibt nun ruhig.

Später habe ich erfahren, was den Polen veranlaßt hatte, seinen Rückmarsch so plötzlich einzustellen und gerade uns mit starken Kräften anzugreifen. Das Flugzeug von heute abend ist eine zur Landung gezwungene deutsche Maschine gewesen. Zwei verwegene polnische Flieger waren mit ihr zweimal über uns geflogen, um die Stärke der Flanke zu erfahren. Da hat man unsere 30 Kilometer dünne Front erkannt und den Rückmarsch über die Bzura hinweg genau nach Süden abgebogen. In der Nacht haben fünf polnische Divisionen und einige Kavalleriebrigaden gegen uns gekämpft. Aber mit einem solchen Widerstand hatte der Pole nicht gerechnet!

Umzingelt

Der 10. September bricht an. Nebelschwaden liegen auf den Äckern und Wiesen, als ich aus meiner Scheune krieche. Rund um die Gehöfte liegen die Posten in ihren Löchern. Das Bataillon hatte einen typischen „Igel" gebildet als einzige Möglichkeit zur Verteidigung in dieser Lage. Allmählich kommt Leben in dieses Tier, schlaftrunken torkeln die Kameraden nach den zwei Stunden Schlaf aus den Scheunen heraus, ein lustiges Bild. Noch lustiger ist es am tiefen Brunnen. Zehn Tage lang haben wir die Stiefel nicht von den Füßen, zehn Tage den grauen Rock nicht vom Leib gehabt. Nun kommt alles heran mit einem offensichtlichen „Drang nach Reinlichkeit". Warum denn gerade heute? Weil Sonntag ist oder weil wir nun nichts mehr zu befürchten brauchen? Sollte der Pole wirklich nach dem nächtlichen Empfang schon alle Hoffnung aufgegeben haben?

„Um 5 Uhr greifen wir an!“

Dieser Befehl geht wie ein Lauffeuer durch die Reihen. Jeder weiß, daß die Schlacht noch keineswegs vorbei ist. Ein Leutnant geht an uns vorüber.

„Mensch — das ist doch Jochen!“

„Wahrhaftig — ist der auch mit dabei?“

Unser SA.-Obergruppenführer Meyer-Quade ist es, den wir Schleswig-Holsteiner ja alle gut kennen. Ich sehe ihn noch deutlich in Nürnberg neben dem Führer stehen, als wir Arbeitsdienstleute der Nordmark vor zwei Jahren über die weite Zeppelinwiese marschierten. Das waren ja zugleich auch seine jungen SA.-Männer gewesen.

„Na — wo ist der Feind?“ fragt er uns.

„In dieser Richtung etwa 1 Kilometer, Herr Leutnant!“

Ich sammle meinen Zug und erhalte Befehl, den Vorderrand des Dorfes zu besetzen. In kurzer Zeit haben wir unsere Plätze eingenommen und werden unterstützt durch eine Batterie, die rechts hinter uns in Stellung gegangen ist. So erwarten wir den fünften Glockenschlag.

Aber noch ehe die Zeit abgelaufen ist, kommen die Polen in lichten Wellen in der Ferne auf uns zu. Eine ungeheure Übermacht. Das erkennen wir alle — doch erschüttern kann uns das nicht. Salve auf Salve jagt unsere Batterie ihnen entgegen. Inzwischen verbessern wir unsere notdürftigen Stellungen, tarnen und schützen, so gut es in der gebotenen Eile möglich ist. Dasselbe Getöse wie in der Nacht beginnt wieder. An allen Fronten scheint der Kampf in vollstem Umfange anzulaufen.

Ich liege neben meinen Kameraden. Wir sind ganz ruhig. Das Rattern, Knattern, Pfeifen und Zischen rund umher hören wir nicht.

„Da kommen sie — da — aus dem Wald!“

„Immer mehr — Mensch — fünf Reihen hintereinander!"

„Visier 1000!" Doch nur Ping-Pong neben mir schießt — das andere Gewehr hat Hemmung. Immer näher wälzen sich die Massen heran, auch meine Gewehrschützen müssen mitfeuern.

„Visier 800 — langsam feuern!"

„Du, Fritz, da fährt ein Infanteriegeschütz. Das halte ich an und lasse es hier in Stellung gehen."



In ein paar Sätzen bin ich da und erzähle dem Fahrer, einem Unteroffizier, von meinem Vorhaben. Sofort bringen die geübten Hände der Kameraden das Geschütz auf einem Hof in Stellung. So — nun laß sie nur kommen! Ich teile meinen Männern das mit. Jeder ist ruhiger, wenn er weiß, daß Unterstützung da ist. Rumms — der erste Schuß haut über uns hinweg. Rumms! — 50 Meter vor uns springt eine schwarze Rauchsäule in die Luft. Ein Sturz von Eisen und Erde klatscht in unsere Reihen — noch eine Granate ...

„Herr Unteroffizier — ich bin verwundet" ...

„Es ist nicht schlimm — kleiner Streifschuß am Ellenbogen — weitermachen!" Die nächsten Granaten jaulen über uns hinweg.

Ich beobachte unterdes den Einschlag unserer Granaten. Fabelhaft liegen sie. Doch alle Achtung vor dem Feind! Fast in Linie kommen sie an, gestaffelt in tiefen Wellen. Zwei, drei Schritte springen sie, liegen unsichtbar im hohen Kraut und schnellen dann zwei Schritte seitlich davon wieder auf. Das alles geht in unerhörtem Tempo. Ehe wir einen Burschen genau aufs Korn nehmen können, ist er schon wieder verschwunden.

„Bruno, dort am Strohhaufen gehen zwei Maschinengewehre in Stellung, soll ich schießen?"

„Nein, Ping-Pong, altes Ziel beibehalten. Ich sage dem Infanteriegeschütz Bescheid."

„Hallo! halbrechts zwei polnische Maschinengewehre. Visier 400!"

Ich renne wieder nach vorn. Die Polen haben sich schon auf 300 Meter und weniger herangearbeitet. Jeder feindliche Schütze ist deutlich zu erkennen.

„Herr Unteroffizier, es hat keinen Zweck — wir 20 Mann gegen Tausende von Polen."

„Quatsch nicht, wir bleiben hier!"

Nur noch 250 Meter sind die vordersten Linien von uns entfernt. Ein Geschoßhagel prasselt, zischt und pfeift auf uns zu. Die Maschinengewehre hämmern wie rasend. Doch die Einschläge liegen zu hoch. Wahrscheinlich werden wir in den Häusern hinter uns vermutet. Schuß auf Schuß jagen wir dem Gegner entgegen. Querschläger surren uns um die Ohren, Steinsplitter und Erde spritzen uns ins Gesicht.

Mit zwei versprengten Schützen vom Nachbarregiment krieche ich auf einen Strohdiemen, um besser schießen zu können.

„Komm hier hinten rauf — so — ruhig schießen!"

Pietsch! — der eine meiner Schützen rollt hinunter und

bleibt unten still liegen. Ruhig ziele ich, drücke ab — ein vornübergebeugter Pole, den das Todesblei erreichte, richtet sich plötzlich hoch auf, dreht sich ein-, zweimal um sich selbst und kracht dann vornüber ins Kartoffelkraut.

Pietsch! — der zweite Kamerad zuckt zusammen und rollt hinunter — Kopfschuß! Bin ich nun dran? — Da erkenne ich 30 Meter seitwärts von mir flach im Kraut liegend einen bärtigen Polen. Er lädt gerade sein Gewehr von neuem und kann mich nicht sehen. Langsam drehe ich mein Gewehr — meine Hände zittern — doch ich treffe...

Wieder einmal bin ich ganz allein, krieche von meinem Diemen herunter und springe ins Gehöft... Das Geschütz ist fort, da hinten 500 Meter von mir sprengt es davon.

„Herr Unteroffizier, die Division zieht sich zurück!" ruft mir irgendein Melder zu. Ehe ich wieder zu meinen Leuten laufen kann, kommen die mir schon entgegen. Ja — rechts und links gehen die Truppen zurück, da der Feind zu stark ist. Ich kann nichts mehr unternehmen. Befehl ist Befehl! Kaum 100 Meter liegt uns der Pole gegenüber, ein Ausharren ist wohl Wahnsinn. Wir zwanzig Mann mit einem schießenden Maschinengewehr gegen diese Übermacht? Einer nach dem andern geht zurück. Nur Ping-Pong, der erste Gruppenführer und ich bleiben noch ... Rumms, Rumms! Die ersten Granaten wühlen neben uns ins Feld. Qualm und Erde werden hoch emporgeschleudert. Ununterbrochen zischen, surren und pfeifen die Eisensplitter. Maschinengewehre tacken ganz nahe nach uns. Wir sind erkannt! Da gehen auch wir. Im Graben liegen unsere schönen Räder, schade um sie... Nein — ich will meins mitnehmen, kehre noch einmal um und laufe darauf zu. Rumms! Ich fliege lang hin und fühle einen stechenden Schmerz vor der Brust. Was ist los? Vollkommen benommen schaue ich umher und sehe, daß eine

Granate mitten in unsere Räder geschlagen ist. Ein langer Splitter hat mich hart auf der rechten Brustseite getroffen — ein heißer Luftstrom jagt an meinem Kopf vorüber, das Gewehr fällt mir aus der Hand. Ein Wunder — ich bin unverletzt, nur vom Luftdruck umgeworfen worden. Der Splitter war quer gegen meinen Marschkompaß in der Brusttasche geschlagen... Doch zum Denken ist nun keine Zeit!

Augenblicklich bin ich wieder voll im Besitz meiner Sinne, ergreife mechanisch das Gewehr und renne den Kameraden nach. Ein wütendes Feuer ganz nahe aus der linken Flanke setzt ein. Dort war der Pole also ins Dorf gedrungen. Zurück, zurück! Wie ging es wohl der Batterie ohne Infanterieschutz? Zwei von meinen Leuten haben sich losgerissene Pferde geschnappt und reiten zurück. Hoffentlich suchen sie Verbindung mit der Kompanie.

Laufen können wir drei nicht mehr, keuchend torkeln wir vorwärts... Auch von hinten greifen Schüsse nach uns. Der Pole sitzt schon in unserem Abschnitt. Noch einmal legen wir uns hin. Doch das ist auch zwecklos, so gewinnen wir keinen Vorsprung, um uns erneut festzusetzen. Weiter geht's mit fliegendem Atem und hämmerndem Herzen. Nun ist's einerlei — wir drei haben mit dem Leben abgeschlossen. Unaufhörlich zischen die Kugeln durch die Kohlblätter von links, von hinten, ich glaube, sogar zwischen meinen Beinen hindurch. Ich falte meine Hände, das Gewehr auf die Patronentasche gelegt. Ping-Pong taumelt.

„Was ist?"

„Bruno, mein Maschinengewehr ist getroffen, der Riemen ab!"

„Schloß raus — wirf es in den Graben! Weiter!"

Wir sind am Ende unserer Kräfte... Halt! Ich bleibe stehen, reiße das Glas an die Augen. Vor uns im Dorf lärmen

und schreien auch schon die Polen. Nein, erkannt sind wir noch nicht. Vielleicht hält man uns für Polen. Die letzte Möglichkeit bleibt ein Ausweichen am Dorf vorbei nach rechts, wo unsere Kameraden der Nachbarkompanie sind. Während wir daran denken, peitschen schon Schüsse von rechts zu uns herüber. Auch das noch. Wir sind umzingelt! Nun ist alles verloren! Wieder laufen wir und wir können laufen. Der Selbsterhaltungstrieb befähigt uns dazu, über unsere Kräfte herzugeben. Es muß nun zwischen den beiden Dörfern hindurchgerannt werden, es geht um das Letzte. Zeige, daß du stark bist! Die Zähne zusammen! Und durchgerungen! Hält wirklich eine höhere Macht ihre Hand schützend vor uns?

Einer sieht den andern an. Wieder ist keiner getroffen — wir drei sind ganz allein — abgeschnitten von allen Kameraden — umzingelt von einem verzweifelt kämpfenden Feind! Werden wir herauskommen? Ping-Pong ist bleich und blaß — seine Lippen blutleer — er wankt neben mir ... Wir müssen — wir wollen hindurch — komm, Kamerad, komm! Es geht bergab — die Beine laufen von selbst. Dann wieder langsamer einen Hügel hinauf. Kurz vor dem Waldrand schreit Ping-Pong auf: „Ich bin getroffen!"

Er fällt — ich knie nieder. Es kann aber nur eine leichte Wunde sein, der eine Stiefelabsatz ist abgerissen. Offenbar ist die Hacke verletzt. Wir stützen ihn, es geht sehr langsam. Mit aller Willenskraft wird die immer wieder aufsteigende Schwäche abgeschüttelt. Komm, komm! — Nun sind wir auf dem Kamm des Hügels — und —

„Da hinten zieht unsere Artillerie! — Vorwärts!"

Noch einige hundert Meter. — Einen Augenblick verpusten — nein, nein — laß uns langsam so weiter! ... So — noch ein Stück Land — noch ein Waldstück. Aus dem Gebüsch neben uns wankt ein Hauptmann auf uns zu. Seine Hand

ist zerschossen und fest mit weißen Binden umwickelt. An der Seite sickert das Blut heraus.

„Jungs, freut euch, daß ihr aus diesem Hexenkessel herausgekommen seid!"

Das sind seine einzigen Worte, dann schließt er sich uns an... Weiter der Straße zu — endlich erreicht! Wir sind durch — sind gerettet!

Welch unbeschreibliche Freude! Am Straßenrand sitzt unser Spieß mit einigen Angehörigen der Kompanie. Ein Glücksgefühl rieselt durch meinen Körper. Das ist der Anfang von neuem Widerstand!

Heckenschützen

Langsam findet sich die verstreute Division wieder zusammen. Neuen Mut und stärkste Zuversicht haben wir dadurch gewonnen. Gemeinsam mit der Artillerie ziehen wir über die scheußlich enge Straße, nur hie und da belästigt von den Spitzen der immer wieder angreifenden Polen. Ja — wir haben einen zähen Gegner vor uns. Gewiß ist er nun stolz auf seinen Erfolg. Wir sind einige Kilometer ausgewichen. Aber das bedeutet nichts, gar nichts! Haben wir uns erst gesammelt im weiteren Vormarsch, dann werden wir ihm schon von neuem die Stirn bieten bis zum letzten Blutstropfen.

Wo alles brennt und alles loht,
mag ich da fallen oder stehen —
wenn heute nur im Abendrot
die deutschen Fahnen siegreich wehen.

Wir kommen durch ein Dorf... tack, tack! peitschen Gewehrschüsse zwischen die fahrenden Geschütze, zwei Pferde sind getroffen.

„Ausspannen!"

„Die Schüsse kamen von hinten... da...!"

„Hallo!... Sie sind doch Unteroffizier der Infanterie. Säubern Sie mal da hinten das Haus!"



Ping-Pong folgt mir. Er mit der Pistole und ich mit der Handgranate, so gehen wir auf das versteckt liegende Haus vor, jeden Augenblick gegenwärtig, beschossen zu werden. Doch nichts geschieht. Mit kräftigem Fußtritt fliegt die Tür auf, da — vor uns steht ein baumlanger Pole, an jeder Hand

einen kleinen schwarzhaarigen Buben. Aber ich bin zu miß-trauisch geworden, um nicht dahinter Schlechtes zu ahnen. Gegen seinen Willen dränge ich mich ins Haus hinein. So hatte ich es mir gedacht! Da an der Wand steht sein Gewehr, ein nagelneues Jagdgewehr. Der Lauf ist noch warm. Es ist ja klar, daß die beiden Buben unser Mitleid erregen sollten. Allzu nachsichtig waren wir immer schon gewesen.

Ping-Pong begreift, springt den Kerl an und setzt ihm die Pistole auf die Brust.

„Nein — noch nicht — wir wollen ihn erst untersuchen!"

Und was finde ich in seinen Taschen? Nichts als Munition: blanke, tötende Stahlkugeln. Da packt auch mich die Wut. Wir müssen beweisen, daß wir ebenso hart und unerbittlich sein können.

„Wir kämpfen mit gleichen Mitteln!" so hat es der Führer befohlen. — Hinter dem Hause findet die feige Tat ihre Sühne. Als der Mann umsank, schrie die Frau laut auf und griff wie geistesabwesend mit der Hand in die Luft. Ein Herzschlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht. Über die beiden Toten und über die beiden verwaisten Kinder aber geht die gewaltige Woge der deutschen Heere weiter nach Polen hinein — über Leichen und Trümmer zu Sieg und Ruhm.

Polen, Polen — wir haben den Krieg nicht gewollt!

Es geht dem nächsten Dorf zu. Nichts Verdächtiges rührt sich. Nur ein mächtiger Leiterwagen mit ungefähr 25 Verwundeten steht an der Straße. Die Verletzten liegen auf Stroh und halten sich an den Wagenleitern fest. Außerhalb des Dorfes wird Halt gemacht, um hier einige Stunden zu rasten. Nur die Artillerie fährt weiter. Wir lagern an der Seite in den Gräben oder auf den Feldern.

Plötzlich fällt ein Schuß aus dem Dorfe, und im Augen-

blick darauf knattert und knallt es von allen Seiten. Aus den Fenstern, den Bodenluken, aus einem Loch im Dachstroh wird ein Feuer eröffnet, daß wir Mühe haben, uns schnell zu decken. Mit Zorn und Empörung müssen wir nun sehen, wie die Verwundeten auf dem Wagen ihre blutgetränkten Verbände abreißen, ihre im Stroh versteckten Gewehre hervorholen und auf uns schießen. Daß wir ohne Verluste uns zunächst einmal in Deckung legen können, um dann an die Gewehre heranzukriechen, verdanken wir nur der blinden Wut des Feindes, der uns wohl durch die Menge seiner Schüsse einzuschüchtern versucht.

Da unser Chef weitere Verluste verhindern will, muß ein Melder die Artillerie vor uns benachrichtigen. Wir selbst umzingeln das Dorf so eng und sicher, daß niemand entweichen kann. Nicht lange brauchen wir zu warten. Da kommt es in hohem Bogen herangeflogen und zerbirst mit wütendem Krachen. Wände reißen, Decken stürzen, Giebel fallen um. Granate auf Granate saust in das Dorf, das bald einem wüsten Trümmerhaufen gleicht.

Armes, mit Blindheit geschlagenes Polen, du mußt verbluten für England!

Hurra! ... Da steht unser Divisionskommandeur — er wird befehlen und uns neu einsetzen. Zum ersten Male seit dem Ausbruch des Krieges blicken wir ihm wieder in die Augen. Doch sie sind nicht lachend wie damals, als er uns verabschiedete, sondern blicken ernst. In ihnen spiegeln sich die Stunden dieses so inhaltschweren Sonntags wieder. Den rechten Unterarm trägt er in einer Binde. Er war stets bei seinen Soldaten gewesen und von einem Granatsplitter getroffen worden. Das ist der ausschlaggebende Unterschied zwischen den Offizieren des polnischen und des deutschen Heeres. Dort wird angetrieben, sogar mit der Kugel — hier

folgen wir freudig und willig unserem Eid, weil selbst die höchsten Offiziere ihren Soldaten mit leuchtendem Beispiel vorangehen. Wir dienen aus Pflicht, wir gehorchen aus Pflicht, wir opfern uns aus Pflicht. Seinen Pflichten freudig sich weihen ist Art der Freien. Freude an der Pflicht — hier liegt der tiefste Antrieb im Tun und Handeln des Soldaten. Was nützen die besten Gewehre und Kanonen, die größten Heere und klügsten Kriegspläne, wenn nicht Kräfte da sind, sie zu führen oder zum vollsten Einsatz zu bringen. Es hilft ja wenig, daß der Offizier nur befiehlt: „Legt an! Gebt Feuer!" Denn darauf kommt es an, wie der Soldat anlegt und wie er Feuer gibt. Das aber bestimmt der Soldat allein. Es nützt nichts, daß der Offizier nur befiehlt: „Sprung auf — marsch, marsch!" Sondern darauf kommt es an, wie der Soldat stürmt und wie er mit dem Kolben dreinschlägt. Das aber bestimmt wieder nur der Soldat allein.

Seine Pflicht mit Freuden tun, auch im harten Müssen des Krieges, das allein wird jederzeit gegen den kampfunfähigen Gegner in Liebe sich wandeln können. Seine Pflicht mit Freuden tun — das allein wird uns auch den Sieg geben.

Wir liegen in Verteidigung

„Sag mal, was haben wir heute für'n Datum?"

„Den dreizehnten."

„Dann ist wieder was los — die Dreizehn hat was zu bedeuten!"

„Abwarten und Tee trinken, Ping-Pong!"

Sommerlich warm strahlt die Sonne vom blauen Himmel herunter. Eine fast feierliche Stille umgibt uns — vielleicht aber nur eine scheinbare Friedlichkeit. Ringsherum grasen

Kühe oder laufen versprengte Pferde, teilweise noch gesattelt. Was mag aus ihren Reitern geworden sein? Sind es etwa eigene Kameraden gewesen?

An einem abfallenden Hang haben wir uns eine Stellung ausgebaut. Meine Gruppe liegt am weitesten links. Wie Maulwürfe hat sie sich tiefe Mulden gebuddelt, immer zwei Mann zusammen. Ich liege beim Maschinengewehr und kann kaum meine Nebenmänner sehen, so gut sind die Löcher getarnt. Nur ab und zu taucht ein mit Kartoffelkraut besteckter Helm hervor, um das Gelände abzusuchen. Hinter uns ragen drohend die mächtigen Geschützrohre gen Osten. Kommt nur heran!

„Mensch, sag mal, warum hat Polen eigentlich den Krieg angefangen?"

„Ja — das ist doch mit England verbündet, und dann meint der Pole doch wunder, wie stark er ist."

„Aber, du, Hannes, England ist doch auch arisch — warum kämpft das denn gegen uns? Das ist doch auch unsere Rasse!"

„Rasse?" sagt Hannes fast verächtlich, „ja, meinst du denn, daß England schon kapiert hat, was das ist: Rasse? Ich will dir mal was sagen: England kämpft nicht für das Rassenideal, sondern für das Kassenideal!"

Helles Gelächter über diese Feststellung von Hannes.

„Die Post ist da! — Post empfangen!"

Hei, diese Freude: endlich die erste Post aus der Heimat. Fast alle haben einen Gruß von ihren Lieben. Schnell das drückende Koppel abschnallen, dann liest es sich besser, und dazu eine der letzten Zigaretten. Auch ich habe Nachricht von meiner Braut und den Eltern. Wie dankbar und glücklich bin ich. Alle Lieben daheim sind gesund und merken wenig vom Krieg mit all seinen Grausamkeiten. Nichts ist wahr von den

schrecklichen Gerüchten, daß englische Bomber meine Heimatstadt Kiel angegriffen hätten und . . .

„Bruno, schau mal dort, ist das nicht ein Pole?"

„Wo?"

„Dort an der Kreuzung hinter dem Schutthügel — da schaut er wieder hervor!"

Das Glas gegen die Augen gepreßt, beobachte ich scharf den angegebenen Punkt. Richtig — wieder kommt der Helm zum Vorschein und verschwindet abermals. Ehe ich einen Befehl geben kann, steht schon mein Truppführer mit seinem Nachbarn auf — sie haben den Vorfall wohl auch beobachtet. Mit der Hand gebe ich ihnen zu verstehen, daß sie vorgehen sollen. Das hat etwas zu bedeuten, und mag es auch noch so gering erscheinen. Ich werde ja nie den einsamen Flieger vergessen, der uns eine solche Suppe einbrockte! Wer weiß, ob das da vorn nicht ein Beobachter ist, der uns den Segen der polnischen Artillerie auf den Hals hetzt?

Ruhig schiebe ich mein Gewehr auf die Deckung — für alle Fälle. Die beiden pirschen im Graben entlang, das Gewehr im Hüftanschlag. Sieh, der Bursche türmt . . . ein Schuß meines Truppführers eilt ihm nach. Vorbei! Wie ein Hase läuft er die Straße entlang, am Graben hinter der Kreuzung schaut er sich nach seinen Verfolgern um. Darauf hatte ich gewartet. Den Kolbenhals umfaßt, fest eingezogen und ruhig abgekrümmt. Er fällt.

„Ein Meisterschuß!" ruft Ping-Pong, während ich zu ihm renne. Da liegt er, winselnd und laut schreiend . . . Jedesmal, wenn die beiden ihn anfassen, will er ihnen die Hände küssen. Mich widert das an. Tut so ein Soldat — ein Mann? Es ist ein glatter Oberschenkelfleischschuß, und trotzdem dies schleimige Gebaren. Unwillkürlich denke ich an unseren ersten Verwundeten in Ostrowo. Wie tapfer hatte dieser Kamerad sein Schicksal

getragen! Energisch bedeute ich dem Polen, den Mund zu halten. Seine Taschen bergen tatsächlich Zeichnungen von unseren Stellungen und einige Meldungen. Ein guter Fang! Wir tragen ihn in unseren Graben, wo er verbunden wird. Später halte ich einen Nachrichtenwagen der Pioniere an, der sich in die vorderste Linie hinein verirrt hatte, und gebe dem Fahrer unseren Polen mit zurück. Entspringen wird er schon nicht! Aber — würde der Pole auch unsere Verwundeten ebenso behandelt haben? —



Wo ist nach den letzten Tagen der Rest unserer Kompanie geblieben? Es sind schon viele leere Plätze da. Ich betrachte mein Leben wie ein großes Geschenk, für das ich jeden Tag aufs neue dankbar bin. Grauenhafte Ahnungen haben wir, wenn wir zurückdenken an Uniejow. Unsere Ritterlichkeit, die für uns selbstverständliche Pflicht ist, nutzt der Gegner aus, um schmutzigste Rache zu nehmen an wehrlosen Soldaten. —

Langsam schleicht die Dämmerung heran mit ihrer dunklen Ungewißheit. Wird der Pole, dieser typische Nachtkämpfer, einen entscheidenden Schlag wagen? Ich krieche noch einmal von Loch zu Loch und ermahne meine Männer zur Wachsamkeit. Dann liegen wir kampfbereit, beobachtend und erwarten die Nacht.

Nacht vorm Feinde

Das zarte Rosa der feinen Wölkchen verschwimmt — es beginnt zu dämmern und langsam zu dunkeln. Der Tag ist vorüber. Wieder einer im harten Erleben des Krieges.

Und dann ist es Nacht — Nacht vor dem Feinde, den wir weit in sein eigenes Land zurückgedrängt haben. Bald aus der Ferne, bald aus der Nähe knattert Gewehrfeuer. Uns ist es so vertraut geworden, daß wir deutlich jeden Schuß unterscheiden. Die polnischen Gewehrschüsse hören sich an wie das Abschießen eines Kindergewehres mit einem Korkpfropfen. Ihr Knall hat etwas Hinterhältiges und Kraftloses. Dagegen trägt der dumpfe Schall der deutschen Gewehre etwas Zielbewußtes und Festes in sich.

Unruhig flattert es in den Bäumen. Wenn irgendwo eine Rakete aufsteigt, lang und hell die Landschaft beleuchtend, dann huschen die Äste auf dem Boden wie Gespenster dahin. Wenn aber die ersten Mondstrahlen sich verstohlen durch die langen Birkenzweige schieben — leuchten da nicht allerlei Gestalten aus Jugendmärchen auf?

Da — das dumpfe Rollen von Geschützen aus einer Ferne, wo noch keine Ruhe eingekehrt ist, zerstört den feinen Duft des nächtlichen Zaubers. Rauhe Wirklichkeit zwingt mich zurück.

Ich horche, woher nun Schüsse fallen. Schießt unsere Nachbarkompanie? Und warum ist es still bei unseren Gegnern, die doch vor zwei Nächten so wahnsinnig auf uns losstürmten? Deutet diese Stille auf einen noch größeren Angriff? Oder hat sich der Pole unter dem Schirm der Dunkelheit weiter in sein Land zurückgezogen?

So geht die Nacht vorbei. Nicht jede. Es gibt Stunden in der Nacht, da liege ich irgendwo auf der Erde, irgendwo im

Stroh oder sonst auf einem Lager — liege und horche ... horche ... Jedes Geräusch der Ruhe höre ich: das zarte Zirpen der Grille — den leisen Ruf der Posten — das rasche Säuseln der Birke — das harte Klappern eines Gewehrs — die rauhen Schreie der Eule — das tiefe Schnauben eines Pferdes ...

Die Nacht macht uns wach und hell.

Wenn wir aber schlafen, dann enteilen die Gedanken, werden zu Träumen, die uns schnell in die Heimat tragen. Unsere Lieben daheim, die frohen Tage der Vergangenheit und eine verheißungsvoll glückliche Zukunft leben dann im Spiel solcher wachen Träume. Nie hat mir ein Kamerad etwas anderes am Morgen berichtet.

Die Nacht gibt uns Kraft und Licht.

... Aber die Nacht hat auch etwas Lauerndes und Heimtückisches. In dieser Zeit schleichen die Späher, die da sehen wollen, ohne selbst gesehen zu werden. Nacht vorm Feinde! Wenn wir holpernd und stolpernd durch die elenden Straßen dieses polnischen Freistaates marschierten und den Vordermann kaum sehen konnten — wenn wir auf unseren Rädern als Stoßtrupp ganz vorn am Feind durch die Nacht fuhren und nie wußten, ob nicht hinter dem nächsten Busch jemand darauf lauerte, uns von hinten wie Hasen im Kessel abzuknallen, dann lag auf uns allen — unheimlich lastend — ein verbissener Ernst. Und doch war es ein Ernst, unter dem sich Treue und Hingabe an unser Volk verborgen halten.

Nein, ein Soldat fürchtet die Nacht nicht. Von oben grüßen ihn ja die vertrauten Sterne. Leuchten sie nicht ebenso der Heimat? Sind sie nicht von dem, der über uns allen wacht? Ich brauche nicht ins finstere, trostlose Dunkel vor mir zu starren — ich darf emporschauen zu dem, der für mich sorgt. Sein Wille begleitet mich auch durch die große Nacht des Krieges hindurch.

„Es ist nur Einer ewig und an allen Enden
und wir in seinen Händen."

Darum stehe ich treu und furchtlos auf meinem Posten in dunkler Nacht vorm Feinde — aber mit den Sternen der Heimat über meinem Haupt.

„Gott mit uns."

Der stolzeste Tag

Einer jener seltenen Herbsttage bricht an, die so köstlich sind in ihrer Mischung von Milde und Herbheit wie ein letztes, verklärendes Geschenk dieses Sommers, der in den Krieg mündete. Purpurn und golden hängt das Laub an den Bäumen. Über uns wölbt sich tiefblau der Himmel. Wir könnten uns auch in der Heimat befinden und einen Manövertag erleben — so vertraut erscheint uns das Gesicht des Landes.

Schnell sind die schweren Stunden der letzten Tage vergessen. Abgeschnallt liegen wir in unsern Mulden, ein wohliges und beruhigendes Gefühl durchrieselt uns — eine wahre Erholung.

„Dicker, was würdest du machen, wenn heute Frieden wäre?" fragt der lustige Hannes.

„Das will ich dir genau sagen. Das ganze Geld, was ich hier in Polen spare, würde in drei Tagen umgebracht, und Hamburg wäre drei Tage nicht sicher. Und dann endlich einmal wieder ein Bett. Ab und zu würde ich mich mal daneben legen, damit ich besser den Unterschied merke!"

Hannes meinte dann, er wollte von morgens bis abends essen und sich mal tüchtig besaufen.

Alle Gespräche drehen sich um solche Wunschträume, deren Erfüllung noch in weiter Ferne, in derselben Ferne wie unsere

Heimat, liegt. Auch ich denke an mein Zuhause, an das gemütliche Heim, an die lieben Menschen. Wie unendlich schätzt man jetzt das, was man mit „Kleinigkeiten des Lebens" bezeichnet.

Plötzlich hinter uns Rufen und Kommandos. Wahrhaftig der Chef selbst will mit einem Spähtrupp nach vorne fahren, wohl um zu sehen, wo der Pole denn eigentlich steckt. Eine Reservegruppe begleitet ihn.

Vorn an der Weggabelung angekommen, fahren aus dem Weg zwei Panzerspähwagen heran. Wir wissen nicht, woher die auf einmal kommen. Deutlich leuchtet das weiße Kreuz auf dem schwarzen Stahl. Ob sie wohl dasselbe vorhaben? Durchs Glas erkenne ich, wie unser Chef sich mit den Panzermännern unterhält und ihnen die Karte zeigt.

Dann fährt ein Wagen scharf an, in weitem Abstand folgt unser Spähtrupp. Hei, wie rast der Koloß die Straße entlang, eine breite Staubwolke hinter sich lassend! Kleiner und kleiner wird er. Eben will ich das Glas absetzen — Rummmms! reißt ein gewaltiger Donnerschlag uns alle hoch. Ein dicker schwarzer Wolkenbaum steht da auf dem Weg. Schießt die polnische Artillerie, oder war das ein feindliches Panzerabwehrgeschütz? Ich sehe, wie die drei Mann der Besatzung über den Acker auf uns zu laufen, als säße der Teufel hinter ihnen. Einer hält seinen Arm, stolpert und bleibt liegen. Unsere Männer springen von den Rädern und umringen die Kameraden vom Panzerwagen. Sind sie auf eine Mine gelaufen?

Während sich langsam der Rauch verzieht, erkenne ich, daß der Wagen tief nach vorn gesackt ist. Er muß in einen Graben oder einen Durchstich der Straße gefahren sein — der Motor scheint aufgerissen zu sein.

Der andere Wagen nimmt die beiden Verwundeten auf

und fährt langsam den alten Weg zurück. Unser Spähtrupp verbindet den dritten Panzermann, den es anscheinend etwas mehr erwischt hat. Er humpelt ein wenig, sein Arm leuchtet in einer weißen Binde. So kommen sie zu uns zurück.

„Der Führer ist da!"

„Hinten im Divisionsstab beim Kommandeur!"

Von Bataillon zu Bataillon, von Kompanie zu Kompanie, von Stellung zu Stellung ist dieser Ruf geeilt und läßt uns das eben Erlebte vergessen. Ohne ein Kommando abzuwarten, schnallen wir um und ordnen in den Löchern. Es könnte doch sein — nein, es wird so sein, daß der Führer auch zu uns kommt.

„Dicker, nimm deine Schweißlappen da weg — meinst du, daß die eine Zierde sind?"

„Und dann macht eure Stiefel mal 'n bißchen landfein!"

Einige kämmen sich sogar einen Scheitel. Wer will es uns verargen, wenn jetzt mehr nach hinten beobachtet wird als nach dem Feind. Auch ich kann es mir nicht verkneifen, mit dem Glas die Straße abzusuchen. Eine fieberhafte Spannung bemächtigt sich unser. Wird der Führer wirklich kommen? Ich lege mir genau meine Meldung zurecht — blamieren dürfen wir uns doch nicht!

Da kommt ein Auto um die Ecke gebogen — das wird er sein!

„Der Führer kommt — der Führer kommt!"

Zwei Mann steigen aus dem Wagen. Der Offizier begibt sich unverzüglich zum Chef, sein Fahrer kommt auf unsere Stellung zugegangen. Ich winke ihm zu, denn von ihm werden wir wohl Näheres erfahren können.

„Mensch, Wolfgang — was machst du denn hier?"

Er ist ein Kieler Schulfreund, der mit mir als Primaner die Bank drückte. Nach freudiger Begrüßung setzt er sich zu uns.

„Stellt euch vor, ich komme gerade vom Stab. Der Führer war bei uns. Ich habe gesehen, wie er unseren Kommandeur begrüßte und sich alles genau an Hand der Karte erzählen und erklären ließ. Er hat dann den General beglückwünscht zum vereitelten Durchbruchsversuch der Polen am Sonntag."

„Kommt der Führer noch zu uns?" frage ich ungeduldig.

„Nein, ihr braucht euch keine Hoffnungen zu machen! Nachdem der Führer das Essen unserer Feldküche probiert hat, ist er wieder ins Auto gestiegen, um mit dem Generalfeldmarschall nach Galizien zu fahren."

Diese Enttäuschung — wir können zunächst nicht sprechen. Aber der Führer kann ja auch nicht in alle kleinen Stellungen einsehen. Dürfen wir nicht auch so stolz sein, eine Anerkennung unseres obersten Kriegsherrn für das erhalten zu haben, was uns selbst kaum als besondere Leistung erschienen war? Darum darf dieser Tag der stolzeste genannt werden — denn auch die nicht erfüllten Hoffnungen können uns Menschen Kraft geben zu neuem Wagen auf neuen Wegen.

Sicherung

Unsere Kompanie hat manche Ausfälle gehabt und viele Waffen verloren. Sie ist keine voll einsatzfähige Truppe mehr. Darum ist die Nachricht, daß zwei Divisionen von Norden und Süden her im Anmarsch sind, um den Polen in die Zange zu nehmen, für uns recht erfreulich.

Am Nachmittag des 15. September brechen wir auf, nach Norden zu. Durch das Gebiet kommen wir, das wir vor einigen Tagen in östlicher Richtung durchfahren hatten und auf dem die erbitterten Kämpfe mit ihrem Hin und Her,

ihrem Vor und Zurück, ihrem Durcheinander getobt hatten. Fast 24 Stunden hat dann die Artillerie diesen Abschnitt unter starkem Feuer gehalten.

Schaurig sind die sich uns bietenden Bilder! Gähnende Granattrichter zu beiden Straßenseiten. Ein trostloses Trümmerfeld, so weit die Augen blicken. Tote Pferde und Kühe liegen mit aufgedunsenen Leibern auf den Äckern. Die Häuser in den vor unseren Stellungen gelegenen Dörfern sind zerschossen oder zu Schutt und Asche verbrannt. Da liegen Tote mit klaffender Kopfwunde, die Arme in abwehrender Haltung erstarrt, die Hände im Todeskampf zusammengekrampft, die Angesichter von Blut und Staub bedeckt, von Kriegswut und Todesschrecken verzerrt. Dort steht einer aufrecht an einem Wall, die gläsernen Augen starren zum Himmel. Zerfetzte und beschmutzte Uniformstücke, Fahrzeuge mit zerbrochenen Rädern, Waffen und Ausrüstungsgegenstände aller Art zu Bergen getürmt zeugen vom vorzeitigen Abbruch eines Angriffs. Der entsetzliche Blutgeruch, der auf Stunden weit dies Feld erfüllt, mit Verwesungsdünsten gemischt, erstickt den Atem. Furchtbar! Unsere zusammengefaßte Artillerie hat uns hier vor einem weiteren Durchbruchsversuch bewahrt. Wir sind dankbar dafür!

Gegen 6 Uhr erreichen wir ein kleines Dorf. Vorsichtig sichernd kommen wir heran und beginnen die Häuser abzusuchen. Ich gehe mit meinen Männern auf ein zweistöckiges Bauernhaus vor. Durch die Haustür kommen wir auf die schon dämmerige Diele. Leer — auch das Vieh steht nicht mehr hinter den Raufen. Wir gehen weiter nach hinten. Da fällt ein Schuß — er scheint aus der Erde zu kommen. Wir springen an die Seite und reißen das Gewehr hoch, gottlob ist niemand getroffen. Die Augen suchen das Dunkel zu hellen — woher kam der Schuß? Da sehen wir eine eben offenstehende Falltür



in der Ecke. Anscheinend führt sie in den Keller. Wir reißen sie auf — ein dunkles, tiefes Loch gähnt uns entgegen. Unheimlich! Schnell bedeute ich die Kameraden zurückzutreten und werfe eine Handgranate hinunter. Sie zerbirst mit lautem Knall — doch bleibt es still da unten. Kein Schrei, kein Klagelaut.

„Los, Robert — wir springen hinunter! Ihr andern aufpassen!"

Unten werfen wir alles Gerümpel um, leuchten die Wände ab und finden doch nichts.

„Verdammt — der Kerl ist entwischt!"

Heraus aus dem Loch! Doch setzen wir den großen Koffer vor der Diele noch auf die Tür, um gegen Angriffe von unten gesichert zu sein. Hinauf ins Obergeschoß. Da schiebt sich ein Gewehrlauf über das Geländer. Ein Blitz, ein Knall, und mein Robert stürzt mit einem Aufschrei zu Boden. Oben lautes Gepolter und Rufen. Im Sprung sind wir die Treppe hoch — einen Augenblick zu spät. Eben fliegt eine Tür knallend vor uns zu. Wir arbeiten mit den Kolben.

„Aufmachen — ergebt euch!"

Das Holz der Tür splittert — schnell den Gewehrlauf in die Öffnung — ein Schuß bellt hart auf. Ein weiterer Schlag schleudert die Tür mitten ins Zimmer. Mit blankem Gewehr stürmen wir hinein. Gleichzeitig springen vier Polen auf uns — ein kurzer, heißer Kampf mit dem Eisen. Zwei Polen mit durchbohrter Brust fallen schwer getroffen nieder — die beiden andern werfen das Gewehr weg und geben sich gefangen.

Wir nehmen sie mit und auch unseren Robert, der einen Schuß in den Oberarm erhalten hat. Ein polnischer Spähtrupp war von uns überrascht worden und wäre gewiß weitergefahren, wenn nicht jener voreilige Schuß aus dem Keller ihn selbst verraten hätte. In den anderen Häusern war nichts gefunden worden. Immerhin hieß es vorsichtig zu sein!

500 Meter vom Ostausgang beziehen wir Stellung. Die Sicherung nach allen Seiten für die Nacht wird vom Chef eingeteilt. Glühendrot geht die Sonnenscheibe unter, als ich mit meinem Maschinengewehr-Trupp und dem halben

Schützen-Trupp an der Straße ankomme, die nach dem Osten aus dem Dorfe hinausführt.

„Los — Spaten frei und eine Deckung hier an der Straßenseite aufwerfen, etwa einen Meter breit!"

„Hallo, Bruno!" ruft mir Kamerad Denner zu, der mit seiner Gruppe gefahren kommt, „wollt ihr hierbleiben?"

„Ja — wo wollt ihr denn noch hin?"

„Wir woll'n mal sehen, ob vorn im nächsten Dorf noch dicke Luft ist und ob unsere zurückgelassenen Geschütze noch da sind!"

„Hals- und Beinbruch, Hein!"

Wir graben weiter. Eben haben wir unser Maschinengewehr schön eingebaut, als schon der Spähtrupp eilig zurückkommt. Das Dorf ist übervoll mit polnischen Soldaten, berichtet er. In den Häusern sitzen sie, abgeschnallt, nichts ahnend, größtenteils besoffen, rauchend und schlafend. Deutlich hatten die Kameraden durch die erleuchteten Fenster eine zügellose Soldateska gesehen. Wer weiß, was sie vorhaben — ob sie überhaupt noch kämpfen wollen oder kämpfen können. Größte Vorsicht ist dennoch geboten. Mit unseren Zeltbahnen und Mänteln richten wir ein Lager unter den Büschen an der Straße her. Dann besetze ich das Maschinengewehr, immer zwei Mann, einer davon mit Gewehr.

Mittlerweile ist es ganz finster geworden. Der Himmel hat sich bezogen, kein Stern schaut auf uns hernieder. Meine Sinne sind noch viel zu wach, um nun schlafen zu können. Ich träume mit offenen Augen.

„Halt, wer da?" flüstert es scharf neben mir.

„Kiel!" kommt das Kennwort zurück. Es ist unser Chef.

„Alles in Ordnung?"

„Jawohl, Herr Oberleutnant!"

„Erst dann schießen, wenn das Ziel klar ist. Vorne ist von uns niemand mehr. — Und nun paßt gut auf! Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Herr Oberleutnant!“ tönt es leise.

Immer dichter zieht sich der Himmel zusammen. Ein feiner Sprühregen setzt ein und benetzt das Gesicht. Ich klappe den Mantelkragen hoch und ziehe die Zeltbahn fest über den Kopf. Trotzdem wird mir kalt und die Zähne klappern. Nicht genug damit — zum Regen gesellt sich der Wind. Auch das noch! Frostschauer schütteln meinen Körper. Umständlich suche ich meine Zigaretten in den Taschen als die einzigen Wärmespender. Vorsichtig zünde ich sie an und genieße Zug um Zug. Selbst das kleinste Leuchtpünktchen könnte uns einem Spähtrupp des Feindes verraten.

Je stärker der Wind anfängt, in den Zweigen und Büschen zu zausen, desto wachsamer lauschen die Ohren in das Dunkel hinein. Ich schließe die Augen — da knackt der Sicherungsflügel eines Gewehres. Mit einem Ruck habe ich mich aus den Umhüllungen befreit und krieche nach dem Maschinengewehr. Ganz leise tuscheln die beiden miteinander.

„Was ist los?“ frage ich flüsternd.

„Hör — da kommen zwei Reiter!“

Ich krieche auf die Straße und lege mich horchend platt hin. Die nasse, glitschige Erde schmiegt sich dem Ohr an. Richtig — der Schall von langsam trappenden Pferden ist zu hören. Zurück zu den Kameraden — wir warten — da heben sich auch schon die Konturen zweier Tiere vom Himmel ab ...

„Nicht schießen, ehe sie nicht ganz nahe sind!“

„Tapp — tapp — tapp ...“ klingen dumpf die Hufe — der Wind bringt uns untrüglich den Schall entgegen. Noch 20 Schritte sind sie entfernt, Ping-Pong hebt den Kolben vom Maschinengewehr, ich entsichere — klar, das sind Späher!

„Kennwort!“

Keine Antwort.

„Tapp — tapp — tapp!“

„Halt! Wer da?"

„Tapp — tapp — tapp!"

In zwei Sprüngen bin ich bei den Tieren. Ein befreiendes Lächeln nach diesem nervenspannenden Augenblick. Es sind zwei einsame Pferde, die keinen Reiter mehr haben.

„Tapp — tapp — tapp! — Tapp . . . tapp . . . tapp!" klingt der Hufschlag . . .

Kein Reiter mehr? — Oder war es doch einer?

Ein Spähtruppunternehmen

Heute, am 16. September, geht unser lang ersehnter Wunsch, endlich einmal in Ruhestellung zu kommen, in Erfüllung. Die 10. und 11. Kompanie liegen bei Seligi in Stellung und wir sind Regimentsreserve, etwa 2 Kilometer dahinter.

Strahlend lacht wieder die Sonne nach dem gestrigen Regen und verstärkt den Genuß einer wohltuenden Entspannung. Abgeschnallt tummeln wir uns auf den Höfen, nur auf unser leibliches Wohl bedacht. In wenigen Augenblicken sind sämtliche Hühner geschlachtet, und auf allen verfügbaren Kochstellen setzt ein emsiges Treiben ein. Ruck — zuck, schneller als bei unseren Müttern wandern die „Vögel" in den Topf oder in die Pfanne. Ich nenne es „das große Hühnersterben in Polen".

Unser immer findiger Hannes hatte gerade ein fettes Schwein aufgestöbert, als händeringend der gebrochen Deutsch sprechende Besitzer gelaufen kam:

„Oh bitte, Panje, nicht schlachten, das sein mein einziger Schwein!"

„Bitte," antwortete der schlaue Küchensmutje verschmitzt, „das ist nicht Ihr Schwein, wir haben es aus Breslau

mitgebracht. Nun hat sich das Biest Blasen an den Füßen gelaufen und muß notgeschlachtet werden!"

Keiner konnte das Lachen verbeißen, obwohl der Koch ein todernstes Gesicht machte. So flog ein fetter Braten in die Feldküche.

Es mag wohl 15 Uhr sein, als mich der Chef zu sich ruft.

„Sie machen heute nacht einen Spähtrupp vor unsere Linie an die Bzura und versuchen, eine Furt für unser Bataillon zu finden. Gehen Sie in einer halben Stunde nach vorn und sehen Sie sich das Gelände an. Alles Nähere wird Ihnen dort mitgeteilt. — Noch eine Frage?"

„Keine, Herr Oberleutnant!"

„Dann: Hals- und Beinbruch!"

Ich reiße die Hacken zusammen, wir sehen uns fest in die Augen.

Mit fünf Männern meiner Gruppe bin ich im gemütlichen Schritt auf dem Weg durch die herrliche Landschaft. Kiefernhaine stehen verstreut in der weiten Ebene und bieten eine wohltuende Unterbrechung für die schweifenden Augen. Vereinzelte Salven der polnischen Artillerie schlagen links und rechts ein und erinnern uns mit ihrem lauten Poltern an die rauhe Wirklichkeit. Unwillkürlich faßt das Auge immer wieder den Punkt, wo Sand und Steine aufwirbeln. Aber ebensooft bleibt es bei einem dumpfen Aufschlag. Blindgänger!

„Schlechtes Material, wohl schon alte Übungsmunition," stellen wir trocken fest.

Mit lautem Hallo empfangen uns die Kompanien im Dorf, die Stimmung ist eine denkbar gute. Schnell werden noch einige Worte gewechselt, dann melde ich dem Chef der elften Kompanie. Er klopft mir auf die Schulter und zieht mich am Arm behutsam durch die Häuser.

„Wir müssen vorsichtig sein, denn sie sollen drüben unsere

seine Batteriestelle nicht entdecken! An einem hohen Strohhaufen steht eine kleine Leiter, und oben liegt ganz versteckt der Beobachter. Also gehen Sie hinauf und suchen Sie sich Ihren Weg!"

„Jawohl, Herr Oberleutnant!"

Schnell bin ich über die Lage des Feindes unterrichtet und suche scharf das Gelände ab, jeden Streifen mir genau einprägend. Nachher können wir keine Karte oder Skizze lesen.



„Sehen Sie, Herr Unteroffizier, dort halblinks schleppen die Polen Balken herbei für ihre Stellungen!"

Undeutlich sehe ich einen Haufen Menschen in der Ferne — da muß doch das andere Ufer der Bzura sein. Oder nicht? Ein bißchen ungemütlich wird mir, wenn ich an meinen Auftrag denke.

Es ist 20 Uhr, der Himmel hat sich abermals bezogen, kaum sieht man die Hand vor Augen, als wir sechs das Dorf verlassen. Bedächtig gehen wir zu den vordersten Nestern. Dort angekommen, schnallen wir ab, nur Gewehr und Stahlhelm behalten wir und die Taschen voll Munition.

„Auf Wiedersehen denn, und schießt ja nicht auf uns! Los!"

„Heil und Sieg!"

Noch einmal schauen wir uns um, langsam verschwindet das Nest im dunstigen Nebel, der schwer auf der feuchten Wiese liegt. Wir sagen bei uns, „der Fuchs braut".

„Halt, wer da?" flüstert es knapp vor uns. „Warschau!" rufe ich leise.

Wir sind auf einen stehenden Spähtrupp gestoßen, der einige hundert Meter vor unserer Linie patroulliert hatte, doch nichts hatten sie vom Feinde wahrgenommen.

Weiter geht es, Augen und Ohren aufs äußerste angestrengt. Kein Laut auf dem grünen Teppich. Neben mir geht der Dicke, zu beiden Seiten folgen die Kameraden. So stapfen wir vorwärts durch die unheimliche Nacht. Sind wir denn noch nicht an der Bzura? Nach meinen Berechnungen müßten wir in einer halben Stunde den Fluß erreicht haben. So legen wir uns erst einmal behutsam auf den Boden, um zu lauschen. Abermals Totenstille!

„Wir halten uns etwas mehr links, dann müssen wir gleich da sein", flüstere ich meinem Truppführer ins Ohr und ziehe ihn mit fort.

Plötzlich blitzt 20 Meter vor uns eine Taschenlampe auf, und verhaltene polnische Befehle dringen an unsere Ohren. Mir droht das Herz auszusetzen, so sehr bin ich erschrocken.

„Silento!" ruft da eine Stimme.

Wie niedergemäht liegen wir am Boden, fest den Körper ins hohe Gras gepreßt. Angestrengt luge ich nach vorn, doch nichts ist zu erkennen. Ruckartig schiebe ich das Gewehr nach vorn. Sind wir erkannt? Drüben ist alles still. Kommen sie schon geschlichen?

Gott sei es gedankt, wir sind nicht erkannt worden, das Hantieren und Befehlen fängt von neuem an. Es sind wohl

20 bis 30 Mann. Wie eine Schlange gleite ich weiter. Neugierde treibt mich nach vorn. Ich habe mich vollkommen wieder in der Gewalt. Feucht ist der Boden, ab und zu quillt Wasser zwischen meinen Fingern hindurch. Halt, da ist ja die Bzura! Ich biege die Schilfhalme auseinander, leise rauschend zieht das Wasser an mir vorüber. Wie ungewohnt ist dieser Anblick! Doch dann bin ich wieder Soldat. Automatisch stelle ich fest: Fluß fünf Meter breit, Vorgelände sehr sumpfig, jenseits Feind beim Bau von Stellungen.

Schnell geht's zurück, befreit kehren wir bei unseren Kameraden ein. Auch das Weitere geht schnell, ich melde meine Beobachtungen und warte auf die Antwort.

„Unteroffizier Trede, eben hat das Regiment angerufen, Spähtrupp muß noch einmal los und feststellen, ob eine Furt vorhanden für das Bataillon."

Ein wenig betroffen komme ich zu meinen Männern und wage kaum, ihnen diese Nachricht zu überbringen.

„Was sollen wir denn nochmal los? Wir können doch nicht durch den Bach, wenn der Pole da buddelt", meint der Dicke. Innerlich denke ich ebenso, doch darum geht es nicht. Wir sind Soldaten und haben zu gehorchen. Wir dürfen nicht an uns denken, zu groß ist unsere Verantwortung und das Vertrauen, das in uns gesetzt ist. Von unserem Auftrag hängt Wohl und Wehe eines ganzen Bataillons ab. Das mache ich meinen Männern klar. — Keiner sagt ein Wort dazu, alle blicken verschämt weg und machen sich fertig, zum zweiten Male. Aufjauchzen hätte ich können, sie haben mich verstanden und denken wie ich. Das sind wirkliche Soldaten!

Erstaunt blicken die Kameraden in den vordersten Stellungen, als wir wieder in ihren Löchern auftauchen. Der Korporal drückt mir zum Abschied die Hand.

Denselben Weg wählen wir, dieselben Gefühle und Empfin=

dungen beschleichen uns, und dieselbe ungewisse Stille umschlingt uns. Nach einer Viertelstunde biegen wir mehr rechts ab vor den Abschnitt der zehnten Kompanie. Minute um Minute verrinnt, sie scheinen uns wie eine Ewigkeit. Bald kriechend, bald gleitend geht unser Weg. Ab und zu versinken wir bis an die Knie im Morast, und immer ist noch nichts von der Bzura zu sehen. Da, ein Fehltritt! Laut klatschend falle ich in einen Graben, und schon liegen meine Männer in voller Deckung. Ein Fluch dringt über meine Lippen, während Hannes mir heraushilft.

Aber nun sind wir da. Wieder erscheint gleißend der Fluß vor uns, jetzt matt von verstecktem Mondlicht beschienen. Was nun folgt, ist genau ausgemacht. Kein Wort fällt. Wir fassen uns an den Händen und gehen so an die Suche nach der Furt. Der Feind ist vergessen, jeder ist beseelt von seiner Aufgabe. So tasten wir Schritt für Schritt am Ufer entlang. Doch immer größer wird unsere Enttäuschung. Denn je weiter wir kommen, um so breiter und tiefer erscheint der Fluß. In mir tauchen Zweifel auf, ob es überhaupt eine Furt durch den Fluß gibt.

Noch eine Stunde suchen wir vorsichtig das Ufer ab, hier und da die Tiefe messend — überall aber mannstief. Dann ziehen wir langsam wieder zurück.

Es ist nach Mitternacht, als wir unsere Vorposten erreicht haben, freudig begrüßt von den um uns bangenden Kameraden. Mit traurigen Mienen überbringen wir sogleich unsere Beobachtungen dem Oberleutnant.

„Ihr habt eure Sache gut gemacht, auch wenn euer Ergebnis negativ ist. Ich hatte es nicht anders erwartet, denn dazu ist die Bzura viel zu breit!"

Diese Anerkennung richtete uns innerlich auf, und erschöpft sinken wir auf unser Strohlager.

Rumm — tack — tack — tack — Rumms!

Ein Höllenlärm bricht los, als wir es uns kaum bequem gemacht haben. Deutlich unterscheiden wir die polnischen von unseren Maschinengewehren. Ein wahnsinniges Feuer beginnt auf beiden Seiten. — Da sausen schon unsere ersten Granaten über uns hinweg und legen eine Sperre vor unsere Linien. Kein Angriff erfolgt, nur ein wildes und blindes Schießen ist zu hören. Beruhigt drehen wir uns auf die Seite. Wer weiß, was uns der Morgen bringt?

Wir erzwingen die Entscheidung

Lautes Gefluche und hastiges Laufen weckt uns am frühen Morgen.

„Was gibt's denn nun schon wieder?"

„Habt ihr schon gehört, um 7 Uhr greifen wir an!"

Nun aber den letzten Schlaf aus den Augen gerieben! Also daher pfeift der Wind!

Auch draußen emsiges Leben und Treiben. Hier wird Munition verteilt, dort werden Schlauchboote aufgepumpt. Melder jagen an uns vorüber, denn die Zeit ist kurz.

Da kommt auch meine Kompanie aus dem Wald gefahren.

„Spähtrupp Trede vollzählig zur Stelle!"

Ganz entgeistert sieht mich der Chef an.

„Ich hatte Sie schon aufgegeben, als in der Nacht das Feuer anfing. Ihre neugebildete Gruppe führt Unteroffizier Barth. Sie gehen mit dem Pioniertrupp hinter dem ersten Zug!"

Ich will noch etwas sagen, doch meine Zunge bringt es nicht hervor. Wir waren also schon tot geglaubt!

Punkt 6.50 Uhr setzt die große Feuerwelle unserer Batterien ein. Hei, ist das ein Sausen und Schwirren, ein Zischen und

Pfeifen in der Luft! Unaufhörlich jagen in kurzen Abständen die Salven über uns hinweg, dumpf dröhnen und krachen die Aufschläge in den polnischen Stellungen.

Die letzten Vorbereitungen und Befehle werden durchgegeben. Aufrecht steht unser erster Zug zwischen den Häusern und verfolgt beruhigt die hoch aufspritzenden Fontänen. Die mir zugeteilten Männer haben ihre langen Bohlen griffbereit liegen.

Wie auf ein Kommando verstummen Punkt 7 Uhr alle Rohre, und gleich ertönt der Pfiff des Chefs zum Antreten.

„Marsch!"

Im Schritt folge ich direkt hinter dem Zug. Ein herrliches Bild, wie überall die Kompanien in geöffneter Ordnung und doch straff geführt siegesbewußt voranschreiten. Es soll unsere letzte und schwerste Schlacht werden!

Denn kaum sind wir auf der offenen Wiese, die ich ja heute nacht zweimal überquerte, als ein furchtbares Feuer des Feindes von allen Ecken und Enden losbricht. Aber ebenso schnell sind wir wie vom Erdboden verschwunden. Hat denn unsere Artillerie gar nichts erreicht? — Doch nun setzt unser Angriff erst recht ein. Schon springen die ersten Gruppen auf, kurz, dann liegen sie wieder im deckenden Gras. Von Deckung zu Deckung, von Mulde zu Mulde, unheimlich schnell kommen wir voran. Ihr Polen, das ist ein Angriff von deutschen Soldaten! Nehmt euch in acht!

Schwer haben es meine Träger. Sie gehen aufrecht mit ihrer schweren Last und können sich nicht wie die anderen decken.

„Hier müssen Bretter her!"

„Hallo! Wir müssen Bohlen haben!"

Zwei Sprünge, und ich bin beim Zugführer. Sieh, da ist der erste Bach, nur 2 Meter breit, der Zug staut sich schon am Ufer.

„Los, hier ein Brett, da noch eines!“

„Hurra, wir sind drüben!“

„Au, mich hat's erwischt!“

Neben mir sackt ein Kamerad ins Gras. Deutlich hatte ich gesehen, wie er aufrecht im Busch stand, um zu beobachten. Gleich bin ich bei ihm, der Schuß sitzt mitten im Bauch.

„Schade, Fritz, wir beide waren bis jetzt so gut durchgekommen.“

Ich lasse einen Sanitäter da. Mich ruft die Pflicht nach vorne. Kaum ist noch ein Kamerad zu sehen, im hohen Schilfrohr stürmen sie versteckt vor. Wir bleiben auf dem schmalen erhöhten Streifen und arbeiten uns von einem Torfhaufen zum anderen vor. Ich habe einen Gefreiten abgelöst, heftig drückt der Balken auf der Schulter.

Was ist da los? Ist „Hannibal“, wie sie den Unteroffizier nannten, der heute meine Gruppe führt, verwundet? Schnell bin ich bei ihm. — Entsetzlich! Das ganze rechte Bein ist eine blutige Masse, eine Panzergranate hat ihn getroffen. Tapfer beißt der arme Kerl die Zähne zusammen, und wir versuchen, das Bein mit einem Lederriemen abzubinden. Unheimliche Schmerzen muß unser guter Hein haben. Das ist der Krieg in seinen bittersten Augenblicken!

„Schlauchboote nach vorn!“

Dieser Ruf läßt mich aufhorchen, ich werde gebraucht.

„Bleib gesund, Hein!“

Weiter geht's. Vorwärts, vorwärts! Wir rennen den Vorausgeeilten nach. Da — nun kommt das große Hindernis. Vor uns die 6 Meter breite Bzura.

An beiden Seiten von mir liegen Verwundete. Aber kein Stöhnen und Jammern dringt von ihren Lippen. Sind sie alle tot? Wieder setzt unser verstärktes Artilleriefeuer ein. Wir müssen hinüber! Das erste Schlauchboot liegt zerschossen am

Ufer, langsam fällt es in sich zusammen. Neue kommen heran. Meine Männer haben ihre Bretter liegen lassen, die können wir nicht mehr brauchen. Nun ist jede Kampfkraft, jedes Gewehr zum Schutz der Übersetzenden notwendig. Fein hatte der Pole sich seinen Plan ausgeklügelt. — Hurra, die ersten sind drüben — da noch ein Boot — noch eines.

„Hurra!"

Deutlich sehe ich die ersten Schützen am jenseitigen Ufer entlang stürmen. Unser wütendes Feuer zwingt den Gegner hinter seine Deckungen am Deich. Blitzschnell nutzen wir die Gelegenheit. Drüben gehen die ersten Häuser im Dorf da oben hell in Flammen auf. Und wieder sind es die zähesten Polen, die sich in ihren Löchern gehalten haben und nun unseren vordersten Gruppen drüben hartnäckigen Widerstand leisten. Auch meine Gruppe ist vorn, während ich nun mit den Trägern übersetze. Dabei höre ich nur den heftigen Gefechtslärm, sehen kann ich nichts. Dann erreichen auch wir das andere Ufer. Da liegt einer mit Kopfschuß unter einem Busch. Da noch einer — mich packt eine nie gekannte Wut. Granaten krepieren in der Nähe. Keiner weiß, woher sie kommen, alles scheint durcheinander geraten zu sein bei dem unwegsamen Gelände, dem schwierigen Übergang über die Bzura und dem schnellen Vorstoß.

Da springen Schwarz und Neubert, zwei Schützen der ersten Gruppe, vorn plötzlich wie Katzen auf, werfen eine Handgranate ins nächste Loch, das die Polen geschickt auf halber Höhe des Deiches eingelassen haben. Sie springen heran — hinein! Weiter ins nächste. Mir bleibt fast der Atem stehen. Wird das gut gehen? Handgranaten hinein! — Da springt ein Pole heraus und jagt davon. Ruhig zieht Schwarz seine Pistole, der Pole wirft die Arme in die Luft und fällt lang vornüber. So springen die beiden von Stellung zu Stellung, kühn und

tapfer, ohne jeden Befehl. Nun gibt's auch für uns kein Halten mehr: Drauf und dran! — Über den Deich hinüber und weiter dem Dorf vor uns im Laufschritt zu. Alle zusammen. Wir keuchen über den Acker, fast wie vor sieben Tagen bei Piatek. Nur diesmal sind wir im Angriff. Erstickender, beißender Rauch schlägt uns entgegen. Das ganze Dorf brennt schon lichterloh.

„Herr Unteroffizier, eine Granate ist in Ihren Maschinengewehrtrupp geschlagen, alle vier sind verwundet!"

Ein Schütze der ersten Gruppe ruft mir das im Vorbeilaufen zu. Was ist das? Lähmendes Entsetzen faßt mich.

„Ist es denn schlimm?"

„Alle vier liegen noch unten am Fluß!"

Ich will zurück, nein! Das geht nicht. Ich haste weiter. Ist meinem Ping-Pong etwas passiert? Haben sie Hilfe? Mich quälen diese Gedanken.

„Da — da laufen sie, Maschinengewehr Stellung! Feuer frei!"

Verworren höre ich den Befehl, als ich durch den Qualm nach vorn komme. Richtig, da laufen die Polen. Ich glaube, wir müssen noch eine Rechnung begleichen!

Auch ich reiße mein Gewehr von der Schulter und falle in das wilde Feuer des Maschinengewehrs mit ein. In hellen Scharen fliehen die Polen.

„Schießt, was das Zeug hält!"

Haargenau peitschen unsere Garben hinein — mein ganzer Haß ist entfacht. Die besten Soldaten habt ihr uns erschossen! Wie ein Automat stehe ich an dem Baum, lade durch, ziele und drücke ab, 10, 20, 30 Schuß — wieder stelle ich mein Visier neu. Ganz plötzlich schnellt ein Pole aus dem Rübenfeld auf und läuft direkt auf mich zu, beide Arme hoch in der Luft schwenkend. Er rennt wie ein Besessener. Ich bedeute

ihm, das Gewehr fortzuwerfen und zu mir zu kommen. Willig folgt er und will mir um den Hals fallen. Hart stoße ich ihn von mir. Mit keuchendem Atem bittet er in fließendem Deutsch um Gehör.

„Komm, du kannst deine Aussagen vor unserem Offizier machen!"

Gefreiter Langholz und ich nehmen den Ukrainer in die Mitte und gehen die Dorfstraße entlang. Ein leichter Regen hat eingesetzt. Aber noch immer knistert und schwelt es um uns her.

„Brüder, ihr habt uns furchtbar zugesetzt, wir waren zwei Regimenter hier!"

„Habt ihr große Verluste?"

Pietsch — pietsch — fliegen Schüsse von irgendwoher aus einem Hause. Wir sausen um die nächste Hausecke und warten, das Gewehr im Anschlag. Der Ukrainer scheint getroffen zu sein — wir hörten den Aufschrei und sein Rufen.

„Brüder — nehmt mich mit — ich bin getroffen!"

„Vorsicht!" rufe ich einem Zug der zehnten Kompanie zu, „da halblinks ist eben aus 30 Meter auf uns geschossen worden!"

Sogleich wird das Haus gesäubert. Doch unser Ukrainer liegt in seinem Blute, zwei Kugeln waren ihm in die Brust gedrungen. Uns hatten sie gegolten.

Dann machen wir Kehrt und finden die Kompanie beim Sammeln. Das bedeutet das Ende des Angriffs.

Der erste Gedanke ist nun mein Maschinengewehrtrupp. Gleich hole ich mir die Erlaubnis hinzugehen. Eine ungewisse Angst befällt mich, wohl schon eine Stunde muß vergangen sein. Mit den Kameraden meiner Gruppe begebe ich mich zurück. Da liegt mein guter Ping-Pong, irgend jemand hatte eine Zeltbahn über ihn gedeckt. Vorsichtig ziehe ich sie herunter. Ruckartig dreht er seinen Kopf zu mir.

„Bruno, du warst heute nicht bei uns", flüsterte er matt. Nie in meinem ganzen Leben werde ich diesen Augenblick vergessen! Ich kniee nieder und sehe seinen blutüberströmten Rücken. Ein anderer Splitter ist in den Oberarm gedrungen, langsam sickert das Blut durch den grauen Stoff.

„Mein Bauch, mein Bauch, das ist das schlimmste!" stöhnt er. Der Dicke hat schon eine Leiter geholt, ein anderer legt Stroh darauf. Ich reiße mein Verbandspäckchen auf und verbinde erst einmal Nacken und Arm. Ein fremder Sanitäter hilft und meint, das wären nur leichte Fleischwunden. Dann fassen wir unseren Ping-Pong und legen ihn vorsichtig auf die Leiter. Erst nun sehe ich, daß ein großer Splitter ihm in den Bauch gedrungen ist, die Gedärme liegen frei. Dabei können wir nichts tun.

„Ganz ruhig liegen, Ping-Pong, gleich wird ein Arzt da sein und dir helfen!"

Seine verständnisvollen Augen blicken dankend zu mir auf — er beißt die Zähne zusammen. So treten wir unseren traurigen Zug an. Die anderen zwei sind leicht verletzt und haben sich selbst helfen können. Baade ist schon von Pionieren abtransportiert.

Mir wanken die Knie. Hoffentlich kommst du durch, mein bester Kamerad. Du warst mir wie ein Bruder, Ping-Pong. Du wolltest mich doch nach dem Krieg in Gettorf besuchen, wolltest meine Eltern, meine Braut kennenlernen. Ich wollte dir unsere Kriegsmarinestadt Kiel zeigen mit den stolzen Schiffen. Soll das alles nun nicht in Erfüllung gehen?

In einer Scheune betteten wir unseren Ping-Pong auf weichem Stroh. Ich lege mich dazu und halte seinen Kopf. Seine Augen sind geschlossen.

„Du mußt ganz ruhig liegen, Ping-Pong — darfst dich nicht bewegen!"

„Gib mir zu trinken, ich habe solchen Durst!“

„Nein, Hermann, das geht nicht — komm — ich mache dir die Lippen naß!“

Leicht bestreiche ich seine Lippen mit dem Inhalt meiner Feldflasche. Dann wirft er sich ruckartig herum und krümmt sich zusammen. Mir treten die Tränen in die Augen — was für Schmerzen muß er haben! Wild wirft er sich wieder hin und her — ich kann ihn nicht halten, seine Augen blicken mich fremd an. Ich ahne das Schrecklichste.

„Ping-Pong, nun bleib ruhig, gleich ist Hilfe da — so höre doch!“

Ein Zucken läuft durch seinen Körper — er streckt sich — er hat ausgelitten.

Die Tränen kommen mir abermals, erschüttert kniee ich neben meinem liebsten Kameraden. Es ist die letzte Zwiesprache, keiner stört uns.

Nie im Leben werde ich, werden wir dich vergessen. Du warst der Beste. Du bist gefallen für Deutschlands Ruhm und Ehre, und über deinem Grab wird ein größeres und mächtigeres Reich entstehen. — Lebe wohl!

Unser ist der Sieg!

Wieder bricht ein Sonntag an, der traurigste, den ich in meinem jungen Leben erblickte. Der Chef ist mit meiner Gruppe wieder hinuntergegangen an die Bzura. Dort wollen wir unsere Toten begraben. An dem Platz, wo sie ihr blühendes Leben gaben für unseren endgültigen Sieg. Die Pioniere helfen uns mit ihren langen Spaten bereitwillig am Ausheben des Bodens.

Noch ein letztes Mal sehe ich auf meinen Ping-Pong. Da

schläft er in Ruhe! Mit ihm die anderen vier Kameraden der Kompanie. Und dann wölbt sich der frische Hügel über ihnen. Unser Chef tritt heran, legt die Hand an die Mütze.

„Lebet wohl, ihr jungen Kameraden!"

Das ist der letzte Gruß. Wir holen schönen gelben Sand aus der Nähe und bestreuen die neuen Gräber damit. Dann pflücke ich noch einige Blumen. Als ich zurückkomme, überraschen mich meine Männer mit einem hellen, schlichten Birkenkranz. Ein Gewandter hat die Namen der Kameraden auf eine Holzplatte eingeschnitten. Ich lege den durchschossenen Stahlhelm eines unserer Kameraden davor.

„Tapferer Hermann Pongratz, wir haben dich gebettet, so gut es eben im Kriege geht. Du bist nicht allein und wirst es niemals sein — du bleibst bei deinen Kameraden! Und wenn wir auch Polen wieder verlassen werden, deine Seele bleibt bei uns und lebt in uns fort. Ein getreues Gedenken werden wir dir stets bewahren. Was uns auch in der Zukunft noch bevorsteht: Du bleibst unser Ping-Pong!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mitten in diese trübe Stimmung unserer Gedanken platzen die Nachrichten von unserem größten Siege des Feldzuges. Bei Kutno sind die Polen unentrinnbar in eine Zange genommen und in einer nie dagewesenen Vernichtungsschlacht geschlagen worden. Alles in uns jubelt und dankt unserer Führung, nun ist der Krieg in Polen wohl zu Ende. Über uns surren und brummen unsere herrlichen Geschwader und vollenden den vollen Sieg. Eine ganze Luftflotte soll eingesetzt sein. In unseren Flanken stoßen schnelle Divisionen in raschem Tempo vor, brechen den letzten Widerstand und säubern die inneren Gebiete.

Und wir haben als Stoßtrupp in vorderster Linie mitgeholfen an diesem größten militärischen Erfolge der deut-

schen Geschichte, zusammen mit vielen, unendlich vielen stolzen deutschen Kompanien. Eiserner Wille, höchster Mut und freudigste Pflichterfüllung haben dem polnischen Staat das Lebenslicht ausgeblasen.

Wir schauen mit frohem Blick in die Zukunft. Hinter uns liegt ein zerschlagenes Reich — vor uns liegt die Heimat mit ihrer lichten Hoffnung des Lebens und ihrer starken Kraft des Siegens wie die Sonne, die keine Menschenmacht in ihrem Aufgehen hindern kann.

Beim Schlagbaum lege ich die Hand zum Gruß an den Helm. Wieder ist es ein Augenblick tiefen Gelobens:

„Deutschland über alles!"

